

Alternative Eliten?

Arbeitstagung

24. – 26. Oktober 2014

Gesellschaft der Freunde und Förderer

des Fachbereichs Sozialökonomie (vormals HWP) e.V.



Gesellschaft der Freunde und Förderer
des Fachbereichs Sozialökonomie (vormals HWP) e.V.

Alternative Eliten?

Dokumentation der Arbeitstagung
24. – 26. Oktober 2014

Universität Hamburg
Fachbereich Sozialökonomie
Von-Melle-Park 9

Inhaltsverzeichnis

Vorworte	5
<i>Drei Grußworte</i>	
Dorothee Stapelfeldt Gelungene Integration	11
Dieter Lenzen Besonders – einzigartig – revolutionär	13
Gabriele Löschper Wofür steht der Fachbereich?	14
<i>Fünf Vorträge</i>	
Frigga Haug In der Fremde zuhause	19
Stefan Kühl Wie viel Wissenschaft (v)erträgt ein Studiengang?	28
Karsten Nowrot Sozialökonomie als disziplinäre Wissenschaft	33
Manfred Hansen Mathe für alle – Einblick in den Lehralltag	40
Heinrich Epskamp Studien- und Berufsperspektiven	43
<i>Sechs Arbeitsplätze</i>	
Betrieb und Unternehmen	50
Wissenschaft und Lehre	52
Kultur, Kunst und Medien	54
Politik und Gewerkschaften	56
Soziale Dienstleistungen	58
Studierende, Fachschaftsrat und Orientierungseinheiten	60
<i>Aktivitäten</i>	
Lehrgangstreffen	69
Barkassenfahrt	71
Finale 2015	75
Aufnahmeprüfung	76
Beitrittserklärung	77

Vorworte

›Alternative Eliten‹

Der Tagungstitel adressiert unsere AbsolventInnen: Viele von ihnen setzen mit einflussreichen Entscheidungen neue gesellschaftspolitische Parameter und Strukturen durch. Dabei zeigt sich, dass ihre Erfahrungen mit ungleichen und ungerechten Startchancen sie nachhaltig sensibilisieren und für ihr Berufsleben prägen. ›Sechs Arbeitsplätze‹ dokumentieren das eindrucksvoll.

Erwerben statt erben

Anders als traditionelle Alteliten, die ihren Status erben, müssen neue moderne Eliten ihn erwerben. Sie setzen auf Wissen und Qualifizierung als entscheidende Machtressourcen, nutzen umstrittene Neuerungen und erkunden unübersichtliche Verhältnisse. An den Konfliktlinien gesellschaftlicher Umbrüche suchen sie erfolgreich Nischen, die sie kreativ ausgestalten. Sie sind nicht Teil des Problems, sondern Teil der Lösung.

Loyalität

Die GdFF ist mit mehr als 60 Jahren die weitaus älteste Organisation von Ehemaligen an der Universität Hamburg und die größte mit mehr als 500 Mitgliedern. Ihre Loyalität schafft belastbare Beziehungen. Sie unterstützen vor allem die Aufnahmeprüfung und den interdisziplinären Studiengang am Fachbereich Sozialökonomie. – Derzeit werden höhere Hürden für Aufnahmeprüfungen vorgeschlagen. Die Alternative: Das Lehrangebot wird den heterogenen Erfahrungsfeldern der Studierenden angepasst und mit mehr interdisziplinären Zugängen und Praxisbezügen kombiniert. Es geht vor allem um die Studierbarkeit von Sozialökonomie, weniger um die Studierfähigkeit der jüngeren Generationen. Sie verlangen heute weit mehr Vielfalt und Freiraum.

Vertrauen

Am Fachbereich Sozialökonomie sind viele die ersten Studierenden in ihrer Familie. Sie sind auf die Anerkennung, Ermutigung und das Vertrauen im Lehr- und Lernumfeld angewiesen. Sie wissen, wie Bildungsbarrieren sich anfühlen und wie mühselig es ist, die vielen Hürden zu überwinden. Nur so erweitern sie das Spektrum ihrer beruflichen Tätigkeiten erheblich. Aber der Weg braucht Zeit, Mut und Beharrlichkeit. Ohne die Zuversicht, Unterstützung und Bestärkung von Lehrenden ist er nicht durchzuhalten.

Drei Grußworte

Gelungene Integration

Die Wissenschaftssenatorin Dorothee Stapelfeldt verweist auf die Hamburgensie HWP und würdigt ihren schwierigen Weg, sich unter Wahrung ihrer Stärken in die Universität Hamburg einzubringen: Der offene Hochschulzugang, Interdisziplinarität wie die Akzeptanz von Berufspraxis seien Bestandteile der neuen sozialökonomischen Studiengänge. Sie garantierten, »dass ... das Studium der Betriebswirtschaft eng verbunden ist mit großer Nachdenklichkeit und Verantwortlichkeit im Hinblick auf menschliche und gesellschaftliche Dimensionen von Wirtschaft und Märkten!«

Besonders – einzigartig – revolutionär

Der Universitätspräsident Dieter Lenzen lobt das einzigartige Konzept der HWP, die Sozialökonomie als Studienfach zwischen Sozialität und Ökonomie anzusiedeln. Der klassischen Nationalökonomie so entgegenzutreten, sei revolutionär gewesen. Als besonders und richtungsweisend würdigt er die lange Tradition, ein Studium ohne Abitur zu ermöglichen und Berufspraxen einzubeziehen. Darauf könne der Fachbereich stolz sein.

Wofür steht der Fachbereich?

Die Dekanin Prof. Dr. Gabriele Löscher hebt den Stellenwert des Fachbereichs Sozialökonomie in der WISO-Fakultät hervor: Die meisten Professuren (von 60) und mehr als die Hälfte der Studierenden (von 6000) seien hier angesiedelt. Die Qualität der Sozialökonomie sei ihre Vielfalt, Interdisziplinarität und das Studium ohne Abitur. Das neue Leitthema Nachhaltigkeit biete die Chance, diese Spezifika neu und zukunftsfruchtbar auszugestalten.

Fünf Vorträge

In der Fremde zuhause

Frigga Haug läßt ihre HWP-Zeit von 1979 bis 2001 Revue passieren. Das Auditorium folgte gebannt dieser Retrospektive auf die gemeinsame Zeit der intensiven Suche nach Wegen, »die Welt bewohnbarer zu gestalten«. Sie richtete sich auch auf die selbstkritische Veränderung und forderte genaues methodisch-wissenschaftlich fundiertes Fragen, Forschen und Lernen. Dafür bot das Sozialökonomische Projektstudium einen geeigneten Rahmen.

Wie viel Wissenschaft (v)erträgt ein Studiengang?

Stefan Kühl identifiziert die Verfahren der Leistungsbemessung nach einem ausgeklügelten Punktesystem als unausweichlichen Zwang einer Entwissenschaftlichung der Studiengänge. Zeiteinheiten würden fixiert, Studieninhalte zerlegt, um als Module quantifizierbar und frei kombiniert zu werden. Inhalte und Methoden seien sekundär. Das akzeptierten Studierende und Lehrende auf Dauer nicht, so seine Hoffnung.

Sozialökonomie als disziplinäre Wissenschaft

Karsten Nowrot entwirft folgendes Szenario: Die Hamburger Sozialökonomie sollte künftig einen akademischen Nachwuchs ausbilden, der ganz selbstverständlich das Fach Sozialökonomie vertritt. Das sei nämlich per se interdisziplinär angelegt sei. Eine

nachhaltige sozialökonomische Elitenbildung, von der die Gesellschaft insgesamt profitiere, werde erst möglich, wenn der Fachbereich nicht vier Fächer, sondern ein einziges Fach repräsentiere: die interdisziplinäre Sozialökonomie!

Mathe für alle – Einblicke in den Lehr-Alltag

Manfred Hansen wurde mit Lob, Dank und standing ovations gefeiert: Er nahm unzähligen Generationen von Studierenden die lähmende Angst vor Mathe. Wie er das schaffte, beschreibt er hier. Der Text dokumentiert den Wortlaut ohne Mimik, Tonfall und Zwischentöne. Er transportiert wenig von dem Charme des mündlichen Vortrages. Wir planen deswegen eine Videoaufzeichnung von Mathe I mit Manfred im Winter 2015.

Private Hochschulen – Studien- und Berufsperspektiven

Heinrich Epskamp fragt nach der Zukunft staatlicher Universitäten angesichts der starken Konkurrenz von großen privaten Anbietern wie zum Beispiel der FOM, mit der die AOK kooperiert. Eine prominente private Hochschule in Stuttgart siebe an die 90 Prozent aller Bewerbungen aus. Studiengebühren wie Studierendengehalt von 30.000 Euro übernahmen Wirtschaftsunternehmen, die die Studieninhalte maßgeblich bestimmten, um ihre Leistungsträger ins Rennen zu schicken. Diese Eliterekrutierung habe tiefgreifende Folgen für staatliche Universitäten.

Sechs Arbeitsplätze – volles Programm

Mit sechs Podien zu den vielfältigen Tätigkeitsfeldern von AbsolventInnen war der Samstag programmatisch reich bestückt. Das Format war bestens geeignet, das Spektrum von großen und mittleren Karrieren kennenzulernen, von Erfolgen und Grenzen zu hören und zu beobachten, wie sehr sich die Ansprüche und Wege von Generationskohorten ähneln. An beruflichen Gestaltungsfreiräumen fehlte es vielen. Im öffentlichen Dienst scheint es auch in ge-

hobenen Leitungspositionen relativ restriktiv zuzugehen. Selbständige sind zwar risikoreich, bei Erfolg aber auch befreiter und zufriedener unterwegs!

Und abends stellten unsere hochschulpolitisch aktiven Studierenden ihre

Gremienarbeit vor: Sie demonstrierten eindrucksvoll ihren Einsatz für Orientierungseinheiten, Aufnahmeprüfung, IGKs und mehr Praxisbezug und Eigenständigkeit in der Studiengestaltung.



Drei Grußworte

Dorothee Stapelfeldt

Gelungene Integration

Vielen Dank für die Einladung zum Auftakt Ihrer diesjährigen Arbeitstagung! Ich freue mich sehr, beim Treffen Ihres Alumniverbandes sprechen zu dürfen und überbringe Ihnen gern die besten Grüße des Hamburgischen Senats.

Meine Damen und Herren, mir ist bewusst, dass der Fachbereich Sozialökonomie mit seinen Lehrenden und Studierenden anstrengende und auch schmerzvolle Jahre hinter sich hat: Jahre der Umwälzungen, der Neuorientierung und der Neustrukturierung.



Und ich finde es ausgesprochen bewundernswert, wie die ehemalige Hamburger Universität für Wirtschaft und Politik ihre Integration in die Strukturen der Universität Hamburg angenommen und gemeistert hat. Hervorgegangen war sie ja – nur um den Bogen noch weiter zu spannen – aus der Akademie für Gemeinwirtschaft, dann der Akademie und folgend der Hochschule für Wirtschaft und Politik.

Die Gesellschaft der Freunde und Förderer des Fachbereichs Sozialökonomie e.V. hat an diesem erfolgreichen Integrationsprozess großen Anteil.

Sie wissen, dass ich mich, als die Entscheidung dazu fiel, aus der Opposition

heraus dagegen stark gemacht habe. Die HWP war ja eine echte Hamburgensie, noch dazu gemeinwirtschaftlichen-gewerkschaftlichen Ursprungs.

Deshalb begrüße ich es sehr, dass es dem Fachbereich Sozialökonomie offenbar gelingt, die Vorteile und Besonderheiten der früheren Hamburger Universität für Wirtschaft und Politik in den neuen Strukturen zu erhalten. Dazu gehört zuallererst die Durchlässigkeit, sprich: die Möglichkeit, ohne Abitur zu studieren.

Seit Inkrafttreten der Novelle des Hamburgischen Hochschulgesetzes sind alle Hamburger Hochschulen noch stärker als bisher schon dazu aufgefordert, Berufserfahrenen ohne Abitur in zunehmendem Maße den Zugang zu einem Studium zu ermöglichen und dafür entsprechend Studienplätze bereitzustellen. Aber die meisten Fachbereiche und Studiengänge stehen in dieser Hinsicht noch ganz am Anfang. Auch die anderen staatlichen Hochschulen. Der Fachbereich Sozialökonomie ist bislang der einzige, der mit Fug und Recht das Attribut »Durchlässigkeit« für sich in Anspruch nehmen kann.

In unserer Wissensgesellschaft ist die Durchlässigkeit der Bildungsbereiche ein ganz besonderes Ziel. Hamburg braucht alle Talente – zum einen wegen des demografischen Wandels. Aber auch, weil jeder und jede das Recht hat, seine oder ihre individuellen Fähigkeiten und Begabungen entfalten zu können und die bestmögliche Qualifikation zu erreichen.

Wie in unserem Perspektivpapier dargestellt, wünschen wir uns daher von den Hochschulen, dass sie sich neuen Studierendengruppen öffnen – auch und gerade beruflich Qualifizierten. Die gesetzgeberischen Möglichkeiten dazu gibt es, das habe ich bereits erwähnt. Darüber hinaus planen wir die Einführung einer Vorabquote von 3 Prozent für beruflich qualifizierte Studien

bewerber ohne Hochschulzugangsberechtigung aus der Schule.

Die Hochschulen sollten diese Möglichkeiten konsequent nutzen und die Anrechnung von beruflichen Qualifikationen erleichtern.

Den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Sozialökonomie ist es gelungen, die Wertschätzung von Berufserfahrung auch in den neuen Studiengängen innerhalb der Fakultät für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften zu erhalten und diesen wertvollen Erfahrungsschatz zu nutzen.

Auch die Interdisziplinarität ist weiterhin eine der großen Stärken der Sozialökonomie. Ihre vier Fachgebiete Betriebswirtschaftslehre, Soziologie, Recht und Volkswirtschaftslehre sind wie dereinst interdisziplinär miteinander verknüpft. Mit nur einer Disziplin lässt der Fachbereich im Prinzip niemanden »durchkommen«.

Und das ist sehr gut so. Denn wie sehr wirtschaftliches Handeln vom Bewusstsein für soziale Zusammenhänge geprägt sein sollte, hat nicht erst die Finanz- und Wirtschaftskrise gezeigt. Wirtschaften und miteinander handeln ist nun einmal etwas zutiefst Menschliches und damit Gesellschaftliches. Hier geht es auch um Verantwortungsbewusstsein und Gerechtigkeit.

Daraus ergeben sich die logischen Bezüge zwischen der betriebswirtschaftlichen, soziologischen, rechtlichen und volkswirtschaftlichen Disziplin.

Meine Damen und Herren, Sie sehen also, es gibt Gründe genug, sich nicht mehr nur über die Geschichte der Hamburger Universität für Wirtschaft und Politik zu definieren, sondern im Bewusstsein dieser Geschichte selbstbewusst nach vorn zu schauen. Das Standing der Sozialökonomie innerhalb der Universität Hamburg ist gut! Das hat sich erst jüngst bei der Gründung der Fakultät für Betriebswirtschaft erwiesen.

Angesichts dieser Tatsache und angesichts der wechselvollen Geschichte der Hamburger Sozialökonomie können Sie gewiss sein: Was Inhalte, Besonderheiten und Strukturen des Fachbereichs angeht, werde ich mich immer für deren Erhalt einsetzen.

Umgekehrt, denke ich, kann man von solch' einem traditionsreichen Fachbereich erwarten, dass er nunmehr auch die Universität als Ganze im Blick behält. Sie sind jetzt Teil eines großen Ganzen, einer Institution mit erheblicher Verantwortung für die Zukunftsfähigkeit der Freien und Hansestadt Hamburg.

Meine Damen und Herren, der Fachbereich Sozialökonomie ist längst nicht mehr nur die »ex-HWP«! Er ist ein selbstbewusster Fachbereich der Universität Hamburg, mit viel Erfahrung bei der Gestaltung von Studiengängen für Berufserfahrene ohne Abitur und bei der Nutzbarmachung von beruflichem Wissen. Eine Erfahrung, die Sie weitergeben können. Tragen Sie diese weitgehenden Alleinstellungsmerkmale in die Universität Hamburg hinein! Nehmen Sie diese Vorreiterrolle an! Arbeiten Sie mit daran, dass noch viel mehr junge Menschen mit beruflicher Bildung sich trauen, auch zu studieren!

Und noch etwas: Sorgen Sie weiter dafür, dass es einen Ort in Hamburg gibt, an dem das Studium der Betriebswirtschaft eng verbunden ist mit großer Nachdenklichkeit und Verantwortlichkeit im Hinblick auf menschliche und gesellschaftliche Dimensionen von Wirtschaft und Märkten!

Ich wünsche der Gesellschaft der Freunde und Förderer des Fachbereichs Sozialökonomie e.V. eine anregende Arbeitstagung.

Vielen Dank.

Dr. Dorothee Stapelfeldt war von März 2011 bis April 2015 Zweite Bürgermeisterin und Senatorin für Wissenschaft und Forschung der Freien und Hansestadt Hamburg.

Dieter Lenzen

Besonders – einzigartig – revolutionär

Sie sind etwas ganz Besonderes. Sie sind, und ich erkläre das gleich, **die** Quote an unserer Universität ohne ein Quotenfach zu sein. Die Studierenden und die Lehrenden der Sozialökonomie an dieser Universität.

Die Quote sind Sie schon deshalb, weil Sie als einziges Fach nahezu den durch Ziel- und Leistungsvereinbarungen des Staates vorgegebenen Prozentanteil der gesamten Universität im Hinblick auf Studierende, wie es so schön heißt, ohne allgemeine Hochschulzugangsberechtigung erfüllen. Aber Sie sind kein Quotenfach,



beileibe nicht. Die Idee, gerade auf der dynamischen Grenze zwischen Sozialität und Ökonomie ein Studienfach zu errichten, das das klassische Verständnis einer Nationalökonomie aus dem 19. Jahrhundert überwindet, war revolutionär, als die Hochschule für Wissenschaft und Politik entstand. Ökonomie ist eben mehr als die Steigerung des Bruttozial- oder Inlandsprodukts, sie kann mehr sein als die Vermittlung von Methoden der Profit- und Einkommensmaximierung und sie **muss** sein. Sozialökonomie muss deswegen sein, weil Sozialität, das Gesellschaftliche auch und gerade außerhalb von Industrie und Handel sich selbst ökonomisch fundieren

will. Auch der öffentliche Bereich und der sozialpolitische zumal sind angewiesen auf qualifizierte Menschen, die ihre (sozial)ökonomischen Kenntnissen zur Optimierung und Maximierung etwas ebenso Wichtigem zur Verfügung stellen können: dem, was man schlicht als Wohlfahrt bezeichnet hat.

Und da liegt es nahe, dieses nicht durch Chefvolkswirte großer Banken machen zu lassen, und nicht nur durch Meister der Ökonometrie, die es gleichwohl braucht, sondern eben auch durch Menschen, die an den Orten der Gesellschaft beruflich tätig gewesen sind, auf die sich das Aufklärungsinteresse der Sozialökonomie richtet.

Also kein Quotenfach, sondern ein solches, auf das wir, schon aufgrund seiner Einzigartigkeit in Deutschland, stolz sein können, übrigens auch dann, wenn es eben wegen seiner Einzigartigkeit, in keinerlei Rankings erfassbar sein kann.

Es ist gut, und auch ein Zeichen der sozialen Kohärenz, dass es eine Freundesgesellschaft gibt, die zum Teil nach etlichen Jahrzehnten zurückliegendem Studium sich wiederfinden, den skizzierten Gedanken durch ihre Aktivität stützen, durch ihr Interesse und ganz einfach durch ihre Freundschaft.

In so einem Zusammenhang kann man sich wohlfühlen, und das ist es, was ich Ihnen, neben den immer noch neuen Erfahrungen um unsere Sozialität herum, heute gerne wünsche: Wohlfühlen und Freundschaft.

Prof. Dr. Dieter Lenzen ist seit dem 1. März 2010 Präsident der Universität Hamburg.

Gabriele Löschper

Wofür steht der Fachbereich?

Es ist mir eine große Freude, heute im Namen des Dekanats ein Grußwort an Sie richten zu dürfen. Die Sozialökonomie ist zwar jetzt 65, geht aber nicht in Rente, sondern ist well and alive und vielleicht munterer denn je. Als Dekanin der WiSo-Fakultät bin ich heute eingeladen, um etwas zur Rolle und Bedeutung dieses munteren Fachbereichs Sozialökonomie für die Fakultät zu sagen.

In jeder Fakultät gibt es wichtige Ziele, die unter anderem im STEP niedergelegt sind: etwa Steigerung der Forschungsaktivitäten, ein verlässliches und anspruchsvolles Lehrprogramm, die Nachwuchsförderung, Erhöhung der internationalen Sichtbarkeit u. a. durch Publikationen, die Internationalisierung und die Gleichstellung etc. Diese Ziele haben auch wir.

Ein Hauptziel der WISO-Fakultät war seit ihrer Gründung 2005 und ist nach wie vor die Integration der Fakultät bzw. das Ziel, zu einer Fakultät zu werden und eine eigene Identität mit einem spezifischen Profil zu entwickeln.

Wir haben viel dafür getan – unter anderem eine gemeinsame Graduiertenschule über alle Fachbereiche gegründet, bei Berufungen in den Kommissionen mehr als nur einen Fachbereich beteiligt und weiteres mehr. Ich glaube sagen zu können, dass die Integration in weiten Teilen gelungen ist. Das hört sich jetzt vielleicht paradox für Sie an, weil sich – wie Sie alle wissen – der Fachbereich BWL dieses Jahr von uns getrennt hat. Mit der Erklärung der BWL eine eigene Fakultät gründen zu wollen, haben die anderen drei Fachbereiche jedoch sehr stark für den Zusammenhalt und den gemeinsamen Verbleib in der Fakultät als eine Fakultät votiert.

Der neue Zuschnitt unserer Fakultät ist eine Chance und eine Möglichkeit, unser Profil weiter zu schärfen. Darüber hinaus wird mit dem neuen Zuschnitt die beson-

dere Bedeutung der Sozialökonomie für die Fakultät nochmals unterstrichen.

Rein quantitativ ist der Fachbereich Sozialökonomie der größte, was die Anzahl der Professuren und der Studierenden angeht:

- über 60 Professuren sind nach STEP in der Sozialökonomie
- mehr als die Hälfte der Studierenden sind in Studienprogrammen der Sozialökonomie.

Doch zur tragenden Säule der Fakultät wird der Fachbereich Sozialökonomie nicht durch quantitative, sondern durch besondere Qualitätsmerkmale: durch den Anspruch auf Interdisziplinarität, einen spezifischen Blick auf die Wirtschaft und vor allem durch die Wahrnehmung der bildungspolitisch so bedeutenden Aufgabe, die Möglichkeit des Studierens für Studierende ohne Abitur, anbieten zu können.

Wir sind in der WISO-Fakultät fest davon überzeugt, dass Interdisziplinarität erforderlich ist, um gesellschaftlich relevante Probleme angemessen zu erforschen und zu versuchen, zu deren Lösung beizutragen. Die Komplexität der Gesellschaft sowie der Problemlagen erfordert verschiedene Perspektiven – und zwar nicht »nur« nebeneinander, sondern in einer Weise, dass die gesamte Analyse mehr ist als die Summe ihrer Teile.

Interdisziplinarität ist häufig nur ein Lippenbekenntnis und im Alltag keineswegs immer einfach zu realisieren. Ich weiß, wovon ich rede, denn als Kriminologin bin ich mit den Herausforderungen eines interdisziplinären Faches vertraut.

Früher wie heute ringt die Sozialökonomie, ringen die Kolleginnen und Kollegen in der Lehre und in der Forschung um die Einlösung des Anspruchs auf Interdisziplinarität. Dass dieser zunehmend wichtiger wird, zeigt sich daran, dass Verbundprojekte bzw. interdisziplinäre Forschungspro-

jekte verstärkte Förderchancen haben – ein Beispiel ist das Exzellenzcluster CLiSAP, an dem unsere Fakultät mit mehreren Professuren beteiligt ist.

›Besonders‹ ist jedoch nicht nur Interdisziplinarität als solche. Die Sozialökonomie hat auch eine andere Sicht auf Wirtschaft als die klassischen Wirtschaftswissenschaften. Die Disziplinen in der Sozialökonomie (BWL, VWL, Soziologie und Recht) nehmen soziale Folgen ökonomischen Handelns sowie den gesellschaftlichen Einfluss auf ökonomische Aktivitäten in den Blick. Der Anspruch dabei ist, institutionelle, rechtliche, politische und kulturelle Aspekte in angemessener Weise bei der Untersuchung der Wechselwirkung von Wirtschaft und Gesellschaft ins Verhältnis zu setzen.



Ein aktueller Weg, wie unsere Fakultät und insbesondere unser Fachbereich Sozialökonomie diese Herangehensweise, diesen besonderen Blick auf Wirtschaft und Gesellschaft einzulösen versucht, ist das Leitthema Nachhaltigkeit.

Mit Nachhaltigkeit ist nicht gemeint, ob sich Nachhaltigkeit »wirtschaftlich auszahlt«, denn damit stünde der Profitgedanke weiterhin im Vordergrund. Nachhaltigkeit bezieht sich auf soziale, ökologische und ökonomische Aspekte, insbesondere auf die Erforschung der Voraussetzungen für die dauerhafte Sicherung von Wohlfahrt und wirtschaftlichem Wohlstand, ökologischer Tragfähigkeit, freiheitlichen

Gesellschaftsformen, Kreativität und gesellschaftlicher Selbstaufklärung.

Um diese Ausrichtung realisieren zu können, haben wir in der Fakultät und im Besonderen im Fachbereich Sozialökonomie den Generationswechsel in den letzten fünf Jahren für strategische Berufungen genutzt. Wir haben Personen berufen, die willens und in der Lage sind, sich dieser Perspektive und dem besonderen ›Nachhaltigkeitsblick‹ auf Wirtschaft und Gesellschaft anzuschließen. So haben wir beispielsweise im Bereich BWL der Sozialökonomie mehrere Berufungen zum Thema ›financial sustainability‹ realisiert, nämlich etwa ›Social Investment‹, ›Unternehmensethik‹ und ›Energie- und Umweltmanagement‹.

Aktuell läuft eine Cluster-Berufung für sozialwissenschaftliche Professuren an, die an dem Thema Nachhaltigkeit ausgerichtet ist. Von den acht zu besetzenden sozialwissenschaftlichen Professuren sind vier in der Soziologie der Sozialökonomie. Das Präsidium hat in Aussicht gestellt, davon in der Sozialökonomie eine Professur zur Unterstützung des Schwerpunktes Nachhaltigkeit aus zentralen Mitteln zu finanzieren.

Interdisziplinarität und einen engen Bezug der Masterprogramme zur Forschung zu realisieren, ist für uns in der Fakultät und dem Fachbereich Sozialökonomie ein sehr wichtiges Anliegen. Ein Beispiel, auf das wir sehr stolz sind und bei dem es gelungen ist, dieses uns selbst gegebene Profil umzusetzen, ist der Master of International Business and Sustainability [MIBAS]. Dieser Studiengang basiert auf einem vorherigen erfolgreichen Studiengang, nunmehr mit dem Schwerpunkt ›Sustainability‹. Dieses Studienprogramm ist 2013 angelaufen und hält nach wie vor einen Anteil von 50 Prozent der Studienplätze für Bildungsausländerinnen und Bildungsausländer bereit. Auch der Masterstudiengang Health Care Economics, der seit 2013 in unserer Fakultät besteht, ist ein interdisziplinärer, forschungsbezogener Studiengang zum gesellschaftlich hoch relevanten Thema Gesundheit. Unter dem Oberthema Nachhaltigkeit sind wir derzeit dabei, den

Schwerpunkt ›Öffentliches‹ zu stärken und ein Masterprogramm mit den Themen: Public, Non Profit und Umweltökonomie zu entwickeln.

Außer den regulären Studienprogrammen bieten wir sehr nachgefragte und attraktive Weiterbildungsstudiengänge an, da wir den Anspruch ›lebenslanges Lernen‹ sehr ernst nehmen. In der WISO-Fakultät und insbesondere in der Sozialökonomie sind die Expertise und Themenschwerpunkte vorhanden, die sich in besonderer Weise für Weiterbildungsangebote eignen.

Aber wir wollen nicht nur ein Ausbildungsprogramm, sondern ein Bildungsangebot schaffen, das unseren Absolventinnen und Absolventen ermöglicht, eine verantwortungsvolle Rolle als Entscheidungsträgerinnen und Entscheidungsträgern in unserer Gesellschaft zu übernehmen.

Dafür müssen wir bestmögliche Angebote schaffen und hohe Standards an uns alle anlegen.

Ein sehr wesentlicher gesellschaftlicher Beitrag erwächst aus der wichtigen bildungspolitischen Aufgabe, Menschen ohne Abitur ein Studium zu ermöglichen. Unser Bachelorstudiengang Sozialökonomie, mit der Möglichkeit des Studierens ohne Abitur, ist ›aufwändig‹ – ein Aufwand, den wir aus tiefer Überzeugung gern betreiben:

Die Fakultät kann für eine heterogene Studierendenschaft nicht mit den üblichen Standardpaketen, die sonst in der Lehre und der Studienorganisation gelten, auskommen. Die erforderlichen, maßgeschneiderten Formate dafür sind jedoch bei sinkenden Ressourcen immer schwieriger zu realisieren.

Wir nehmen mit großer Sorge wahr, dass wir aufgrund der Sparvorgaben die bisherige Anzahl der Studienplätze im Bachelor Sozialökonomie nicht werden aufrechterhalten können.

Ich hoffe, die wichtige Rolle des Fachbereichs Sozialökonomie für die Fakultät ist deutlich geworden, und auch, in welcher Hinsicht sie Vorbild oder Muster für andere Fächer und Fachbereiche in der Universität sein kann. Und natürlich müssen

wir immer weiter arbeiten, immer besser werden.

Daher wünsche ich mir, dass es uns noch besser als bisher gelingt, die Vielfalt der Gesellschaft bei uns in der Fakultät der Sozialökonomie abzubilden. Zum Beispiel sehen wir mit Besorgnis, dass die hohe Anzahl der Professorinnen in unserer Fakultät durch Pensionierungen und externe Rufe rückläufig ist und immer noch zu wenige Kolleginnen und Kollegen aus dem Ausland in der Sozialökonomie tätig sind.

Außerdem wünsche ich mir, dass unsere ausgewiesene Kompetenz national und international noch sichtbarer wird.

Von der GdFF, der ich im Namen der Fakultät dafür danke, dass sie das langjährige Bestehen der Sozialökonomie zum Anlass für die besondere Arbeitstagung genommen hat, wünsche ich mir, dass sie diejenigen, die die Fakultät tragen, freundlich und fördernd unterstützt: alle Mitglieder des Fachbereichs Sozialökonomie, die auf ihre eigene Weise hier und heute, die Ziele und Ansprüche der Sozialökonomie realisieren und umsetzen.

Ihnen wünsche ich eine erfolgreiche und fruchtbare Fortsetzung der Arbeitstagung.

Vielen Dank!

Prof. Dr. Gabriele Löschper ist seit dem 1. Mai 2010 Dekanin der Fakultät für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften.

Fünf Vorträge

Frigga Haug

In der Fremde zuhause

Ehemalige HWPLer begegnen mir, wo immer ich hinkomme – besonders natürlich in den Gewerkschaften, in denen sie, ganz dem ursprünglichen Gründungsvorhaben der Akademie folgend, als Bildungsreferenten tätig sind. Natürlich haben nicht alle bei mir studiert, damals in den späten siebziger Jahren bis 2001, da ich an der HWP lehrte. So nicht, gibt es dennoch Kunde. »Du hast doch damals gefordert, dass alle Männer kastriert werden, weil sie sonst Frauen vergewaltigen?« fragte einer erwartungsvoll-anklagend auf einem Parteitag der LINKEN. Umgekehrt auf einer Veranstaltung des Unternehmerverbands: »Ich wollte dir danken, dass ich so viel für meine Arbeit eines Unternehmers bei Dir gelernt habe – da hatte er immer noch das vertrauliche ›Du.«



So hin- und hergerissen reflektiere und erzähle ich, was ich in den gut zwei Jahrzehnten auf der HWP getrieben habe und vor allem, was sie bzw. ihre Einwohner, Lehrende sowie Lernende mit mir anstellten, spreche also über die HWP als Lehranstalt für uns alle, nicht, wie sie heute ist, sondern wie sie mir widerfuhr.

Karl Marx, dem Arte in dieser Woche einen abendfüllenden Film widmete, einen guten übrigens, und der zuletzt deswegen

als allgemein bekannt vorausgesetzt werden kann, schreibt in seinen berühmten Thesen gegen Feuerbach:

»Die materialistische Lehre von der Veränderung der Umstände und der Erziehung vergisst, dass die Umstände von den Menschen verändert und der Erzieher selbst erzogen werden muss. Sie muss daher die Gesellschaft in zwei Teile, von denen der eine über ihr erhaben ist, sondieren.«

Ich nehme diesen nach mehreren Seiten geworfenen Ball auf und beginne von vorn.

Die HWP

Ich erzähle, wie ich an die HWP kam, ein Fremdling allseits.

Ich war schon 40 Jahre alt, hatte ein Diplom in Soziologie, eine Promotion in Psychologie, eine Habilitation in Sozialpsychologie, hatte eine Professur in Kopenhagen wahrgenommen, ein Institut für Arbeitsforschung gegründet, war Redakteurin in einer marxistischen Zeitschrift und hatte eine Tochter (spätere HWPLerin) und fühlte mich zugleich sehr stark und ziemlich erschüttert. Die Hoffnung, ja Sicherheit – mit Arbeitsforschung zu Hochtechnologie, eine der ersten, leicht eine Stelle an einer Uni zu bekommen, erwies sich als illusorisch; mit Psychologie und Sozialpsychologie, die erste in der BRD mit dieser Qualifikation, ohne weiteres ein gesellschaftliches Bedürfnis befriedigen zu können, hatte sich ebenfalls nicht bewahrheitet.

Kurz, nach meiner Assistentinnenzeit an der FU Berlin nach vielen vergeblichen Versuchen, eine Professorinnenstelle an einer Universität zu bekommen, war ich gewissermaßen ortlos. So bewarb ich mich auf die Stelle eines wissenschaftlichen Mitarbeiters an der HWP. Aber hier waren die vielen Qualifikationen sogleich auch keine Eintrittskarte, sondern schon wieder ein

Hindernis: zu qualifiziert, sagten die, die meiner Bewerbung auf eine Stelle im Mittelbau keinen Erfolg wünschten – später gebe es gewiss etwas Besseres.

Ich verdanke es der Hartnäckigkeit von Lars Lambrecht und einer Studentenvertreterin (Marlis Koschinek), dass ich dennoch aufgenommen wurde.

Von da an lebte ich in zwei Städten, nirgends zuhause – oder überall?

Angekommen im Mittelbau also, dessen Lehrzeit ich an der Freien Universität Berlin schon verlassen hatte, suchte ich mich heimisch zu machen.

Erstaunt musste ich zunächst feststellen, dass es an dieser Hochschule nur vier Fächer gab, deren Zusammensetzung im eigenen Studiengang die Studierenden wählen konnten, aber auch vor allem, dass der Lehrkörper eine bemerkenswerte Struktur hatte: Alle waren irgendwie links in verschiedenen Schattierungen in einem feindseligen Bündnis vernetzt – das etwa bei Stellenbesetzungen so funktionierte wie ein Reißverschluss – wenn eine Fraktion eine Stelle besetzt hatte, war die nächste dran usw. Die Lehrenden unterschieden sich zwar nach den Stellenbezeichnungen – Dozenten oder Mitarbeiter – dies aber bezog sich nicht auf die Art ihrer Tätigkeit, sondern auf ihre zeitliche Inanspruchnahme. Während ein Dozent 8 Wochenstunden in der Lehre verbrachte, waren es bei einem Mitarbeiter nur 4 – neben den anderen Dienstvorschriften, wie Prüfung, Selbstverwaltung usw.

Es war eine wirklich wunderbare Stelle, unbefristet und mit genug Zeit für Forschung und vom damaligen BAT 2a konnte man gut leben.

Die Fraktionen in der Linken entsprachen denen aus meiner Studienzeit – so zog ich einfach hinein ohne viel Vorbehalt.

Obwohl die vielen Bereiche und handelnden Personen natürlich nicht säuberlich getrennt werden können, nehme ich als erstes den Ball des Studenten vom Anfang auf, der mich Männer kastrierend erinnerte. Eine wesentliche Praxis und ebenso fest verankert in meiner Erinnerung, die weit

in die Zukunft reicht, ist das ziemlich bald begonnene Projekt ›Sozialistischer Feminismus‹, in das ich mich mit Lehrenden und Studierenden der HWP und Studentinnen der Uni Hamburg stürzte. Wir hatten hohe Ziele, wir wollten Befreiungspraxen stärken, Zusammenhänge von Unterdrückungen, das ineinander Verschränktsein von Arbeiterbewegung und Frauenbewegung, die wechselseitigen Behinderungen und mögliche Zusammenarbeit herausarbeiten. Wir waren 3 Lehrende (Helga Milz und Ulla Ralfs und ich) und 2 HWP-Frauen, 8 Unifrauen am Ende, als es an den Abschlussbericht ging, unterwegs hatten 9 Arbeitsgruppen sich ans Werk gesetzt. Das Erarbeiten des Buches »Geschlechterverhältnisse« rückte uns aneinander und schuf auch Gräben, aber abschließend urteile ich: es ist immer noch eine lehrreiche Lektüre.

Und, was das Verrückteste ist, am Schluss des Vorworts heißt es: ›Im Marxismus verbinden sich die unterschiedlichen internationalen Frauengruppen in theoretischer Diskussion um politische Fragen; eine praktische Verbindung, ein Zusammenschluss über Ländergrenzen hinweg wäre wichtig. Eine internationale Frauenorganisation aller sozialistischen Feministinnen und feministischen Sozialistinnen scheint uns ein nicht zu fernes Ziel und eine wissenschaftliche und politische Notwendigkeit. (7) Die Arbeit war nicht fertig. Sie hat mich nie losgelassen. Mit fast den gleichen Erfahrungen, aber gut drei Jahrzehnte Forschung und Praxis später, kommen wir im März 2015 international auf einem Kongress in Berlin wieder zusammen, um das weiterzuführen, was wir damals begannen, eine sozialistisch-feministische Internationale. Ich möchte euch hiermit zu diesem Kongress, dem ersten marxistisch-feministischen einladen.

Die Lehre

Ich nehme den zweiten Ball auf, den aus den Feuerbachthesen, in denen die Lehrenden verändert werden müssen, was Antonio Gramsci übersetzt hat in die Not-

wendigkeit, die Schüler als das rohe Milieu (Umstände) zu fassen, welches das Lernfeld der Erzieher ist, dies müssen sie wissenschaftlich durchdringen, um nicht von ihm durch ihren eigenen Alltagsverstand beherrscht zu werden.

Die Studierenden waren allerdings eine allseitige Herausforderung. Von der Universität an die Viertelstunde später gewöhnt, kam ich zu meiner ersten Vorlesung morgens um 8, 10 Minuten zu spät und traf auf volle Reihen voller empörter Gesichter. Einer fasst es in Worte: »Wieso kommen Sie zu spät? Wir haben keine Zeit mehr. Wir haben zu lange auf dieses Studium gewartet.« Entsprechend meiner Erfahrung in Arbeitsforschung lehrte ich Industriesoziologie. Ich fasse diese erste Veranstaltung nur knapp als Lehre für mich zusammen: Ich war stolz, dass der Raum ganz gefüllt war, ich verstand die vielen Studis als wissbegierig und warf mich mit Feuereifer hinein. Sie aber gaben mir alsbald zu verstehen, dass dies eine Pflichtveranstaltung für sie war, die sie absolvieren mussten als BWLer, die Soziologie für Larifari hielten. Entsprechend verlangten sie, dass ich keine Umschweife machte und vor allem brauchten sie einen Schein.

Ich begrub meine Erwartungen und meine Enttäuschung und konzentrierte mich auf nachfolgende Seminare, in denen die Studierenden mich lehrten – dass männliche Gewerkschafter bei Frauen ohnehin nichts lernen konnten – in meinen Seminaren gab es immer weniger Männer, diejenigen, die blieben, sagten mir, sie hätten so einen schweren Stand unter den richtigen Männern außerhalb der Lehrveranstaltung.

Wir lasen Erving Goffmans »Stigma, über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität«, ein Buch, das mich für mein ganzes Leben begreifen gelehrt hat, wie Normalität sich unter Beteiligung der Ausgegrenzten durchsetzt, oder anders – um im Titel dieses Vortrags zu bleiben –, wie Fremdheit hergestellt wird, es gar kein Zuhause zu geben scheint; aber die Studis waren schon im vierten Semester, so

wussten sie schon, dass die von Goffman benutzte Sprache, die die Abwertung bis in die Worte vorführt, eben die Worte benutzt, die sie als Tabu zu vermeiden gelernt hatten – z. B. »nigger«. Die Verbesserung der Welt durch sprachliche Veränderung hatte Einzug gehalten, und ich hatte nicht Schritt gehalten – bis heute nicht. Jetzt konnten sie mich viele Male unterbrechen, wenn ich es versäumt hatte, das große I zu sprechen – wie halten Sie es jetzt mit Sternchen und Unterstrich? – Der Konflikt bleibt auch. Aber vor allem belehrten sie mich, dass mein reformpädagogischer Ansatz, endlich die Erfahrung der Studierenden aus dem Berufsleben zur Basis ihres Erkennens und Begreifens zu nutzen, ganz verfehlt war. Die Erfahrung, die wir hochschätzen und als unabdingbare Voraussetzung von Veränderung denken, war ja eben diejenige, die sie verlassen hatten und in die sie keinesfalls zurücküberwiesen werden wollten. Es gab eine Krise. Wir schrieben Lerntagebücher – all dies ist aufgeschrieben in meiner Abschiedsvorlesung, (vgl. Das Argument 240, 2001), weshalb ich es hier nicht wiederhole. Nur zusammenfassend sei gesagt, dass mein pädagogisches Konzept für die Lernenden an dieser Universität des zweiten Bildungswegs, das ich mit so viel Begeisterung einzusetzen begann, nicht wirklich verstanden hatte, **wie** aus Erfahrung gelernt werden kann und **wer** lernt und **wann** und **was**.

Die Willisknaben

Das änderte sich, als ich in anderen politischen Erschütterungen in der organisierten Linken aus der Gunst der Studienberatung fiel, die Studierenden des Anfangs verlor und nun anders in andere Herausforderungen geworfen war. Im Kurs »Empirische Sozialforschung« setzte ich u. a. die »cultural studies« ein und schlug Paul Willis »Spaß am Widerstand« als Seminarstoff vor. Seine Frage, wieso Kinder von Hilfsarbeitern Hilfsarbeiter werden, stellte auf andere Weise erneut die Frage nach der eigenen Beteiligung, nach der Mitarbeit in

der Reproduktion der Gesellschaft als Klassengesellschaft, in der einige gewinnen, die meisten verlieren.



Im Argumentverlag haben wir das Buch in neuer Übersetzung 2013 neu aufgelegt. Ich lese aus dem neuen Vorwort:

Als Willis Buch zum ersten Mal im Deutschen (1979) erschien, war dies wie ein lang ersehntes Echo auf Fragen, die wir in unterschiedlichen Forschungsprojekten zu stellen begonnen hatten. Im Projekt Automation und Qualifikation, das die neuen Anforderungen computergestützter Arbeit auf die Betroffenen als Chance untersuchte, im Projekt Ideologietheorie, das die Unterwerfung unter fremdbestimmte Zwecke als eigne Handlung ins Kreuzfeuer vielfältiger Untersuchungen zu Faschismus, Kirche und Staat machte, im Projekt Frauenformen, das die Selbstbeteiligung von Frauen bei ihrer Unterdrückung erforschte, in der Kritischen Psychologie, in der mit dem Begriff restriktive Handlungsfähigkeit Formen und Motiv von Anpassung zu begreifen vorgeschlagen ist.

Aber Willis zeigt noch etwas anderes. Die Studie über die Selbstunterwerfung in der Form des Widerstands gegen unterdrückerische Strukturen und Institutionen, die doch zugleich auch die Tür in die Welt waren, brachte unsere bisherigen Annahmen und Begriffe in neue Bewegung. Wir fühlten uns zugleich bestätigt und gestärkt als auch verunsichert. Wir sahen die Verknüpfung getrennter Bereiche und leben-

dig wurden die Lehren, dass etwa Widerstand als solcher nichts Gutes war, sondern wiederum die bestimmte Negation und daher ein Verhalten braucht, das vielleicht am besten mit dem Begriff dialektisch zu fassen ist. So brachte die Aneignung von Willis eine ›kulturelle Wende‹ auch in unsere Projekte, die von Anfang an praktisch politisch war und blieb.

Im folgenden Semester lehrte ich Empirische Sozialforschung. Der Titel hat sowohl auf die Studierenden wie auf mich eine einschläfernde Wirkung. Sie müssen diesen Kurs besuchen, ich ihn lehren, ob wir wollen oder nicht. Also tun wir es, nicht aus freien Stücken. Empirie – da steigt man aus den Höhen abstrakten Denkens hinab in die alltägliche Welt, ohne jedoch in ihr anzukommen. Denn Empirie heißt hier Methodenlehre: Meinungsforschung, Umfrage, Fragebogen, Interview, Statistik, Quantität und Repräsentativität usw. Zwischen die luftigen Höhen begrifflicher Arbeit und die Niederungen schwierigen Alltags hat sich diese Art der Beschäftigung mit dem Leben der Menschen eingenistet wie eine weitere Sperre. Eine unüberschreitbare, denn dem Anspruch nach müsste dies ja der gesuchte Schlüssel zum Alltagsleben sein, den man also finden kann, der aber, hält man ihn in Händen, endgültig das Schloss nicht öffnen wird, dagegen das Alltagsleben, das er zu zeigen versprach, als unaufschließbar beweist.

An meiner Universität des Zweiten Bildungswegs lernten Menschen mit Berufserfahrung und dem Entschluss, sich »Bildung anzueignen, um Welt zu erkennen« – wie eine in einem Lerntagebuch schreibt. Und ich biete dafür diesen unbeliebten Kurs ›Empirische Sozialforschung‹ an. Auch um mich nicht selbst zu langweilen, entschlief ich mich, das Übliche in einem Schnelldurchgang als Vorlesung zu absolvieren und dann die Studierenden zu gewinnen. Ich suche nach Stücken subjektorientierter Sozialforschung, wähle die Arbeitslosenstudie aus Marienthal, die Forschungsstudie Grabe, wo du stehst und dann Willis, Spaß am Widerstand. Dies erarbeiten wir als

Vorbereitung für ein Praktikum zu Rechts-Extremismus bei Jugendlichen. Schon in der Zweiten Sitzung ist eine sich aufladende Spannung im Raum zu spüren. Die Studierenden ergreifen den Text, eigenen ihn sich an wie Ertrinkende einen Rettungsring in diesen Seminaren mit dem vielen Stoff, dessen Brauchbarkeit schwer überprüfbar ist. Ich finde die theoretischen Passagen bei Willis recht schwierig, die Übersetzung holprig¹, so übertrage ich den Stoff in kleinen Vorlesungen ins Verstehbare und verteile die eigentliche Empirie auf Gruppen von Studierenden, dass sie es den anderen vermitteln. Die erste solcherart von den Studierenden gestaltete Sitzung, bleibt unvergessen.

Ich sprach, wie üblich, einleitende Bemerkungen begrifflicher Art und bat die Vorbereitungsgruppe, zum Vortrag nach vorn zu kommen. Die Studierenden waren merkbar unruhig, sie redeten miteinander, der Lärmpegel stieg; der Faden, der mich mit ihnen verband, war unversehens gerissen. Sie taten eigentlich, was sie wollten. Eine strickte, einer stand mit dem Rücken zu mir. Ein anderer, es war ein gewandter Wortführer mit gewichtiger Stimme und Ansehen, holte eine Zeitung heraus, entfaltete sie breit bis über den Nachbartisch und las. Ich bemühte mich um Fassung. Da warf jemand ein Papierknäuel durch den Raum. Eine meldete sich: ich muss mal zur Toilette. Die Tür wurde schon von außen geöffnet und zwei Zuspätkommende traten laut, die Türe wieder zuknallend herein und flegelten sich auf die letzten Stühle. Das Ganze war so ungewöhnlich, dass mir plötzlich spät ein Licht aufging. Dies war weder eine Demonstration, dass sie nicht mehr lernen wollten, auch keine Kritik am

1 Für diese neue Ausgabe wurde die Übersetzung stark überarbeitet. Am Ende verdankt sie der zähen Ausdauer von Else Laudan, auch noch den Jargon der Jungen häufig aus dem Gegenteil in lesbare und erkennbare Worte zu fassen, ihre jetzige flüssige Gestalt. Eigentümlicherweise hat die fehlerhafte und unelegante Übersetzung der Rezeption nicht geschadet. Unter den Worten wurde der Sinn gewissermaßen als Subtext aufgespürt und wahrgenommen.

Stoff, dies war längst schon das Referat zu Willis. Und jetzt endlich kam auch die Vorbereitungsgruppe strahlend nach vorn und setzte mit einem Kommentar zum eben durchlittenen Unterrichtsbeginn ein.

Sie erklärten begrifflich zugespitzt und sichtlich engagiert. Sie identifizierten sich ebenso mit den Willisknaben wie alle übrigen im Raum. Es war, als sprächen sie über sich und begriffen sich jetzt und begriffen es auch nicht, weil sie an allen Ecken ihrer eigenen Zustimmung auf eigene Ablehnung der Willisknaben und ihrer Haltungen stießen, ein Widerspruch, den sie selbst jetzt noch erarbeiten mussten. Sie schrieben Lerntagebücher. Eine Studentin: »Eigentlich sind mir die Jungen bei Willis fast ausschließlich im Zusammenhang mit Erinnerungen an meine Schulzeit sympathisch, und zwar weil ich mir wünsche, ich hätte die Fähigkeit besessen, mich kreativ zur Wehr zu setzen und mich nicht als Opfer zu erleben« (zit. in Haug, Lernverhältnisse, 2003, 175). Werden die Willisknaben in ihrer aufreißerischen Haltung geliebt, so wird auch schnell klar, dass die konkreten Äußerungsformen dieses Ungehorsams den eigenen Intentionen diametral zuwiderlaufen. Der Widerspruch erlaubt, die zum Begreifen nötige Distanz mit Humor zu verbinden. »Gehen wir heute Pakis kloppen«, wird zu einer Art Losung, dass schärfste Kritik mit Scham und Humor zugleich verbunden werden kann, denn alle Studierenden waren ihrem Anspruch nach selbstverständlich antirassistisch und die Möglichkeit, Pakistani gemeinsam zu verhauen, war undenkbar für sie und doch auszusprechen als anderer Widerstand. Es kam eine Bewegung in den Lernprozess, die von weither verkrustetes Bewusstsein aufrührte: »Der Kurs hat den Kursrahmen gewissermaßen gesprengt. Ich konnte kaum abschalten. Irgendetwas im Kurs oder um ihn herum Aufgebrochenes schwirrte ständig in meinem Kopf rum. Altes wurde regelmäßig über den Haufen geworfen, neue Fragen entstanden. Grundsätzliche Fragen, wie z. B. nach dem Objekt oder Subjekt, haben sich oft gleichzei-

tig, fast strahlenförmig auf andere Bereiche ausgewirkt, sorgten bis in Freundschaften hinein für Aufruhr. Das widersprüchliche Denken [...] konnte nicht mehr abgeschaltet werden.« (ebd., 173) Das kann zwar hauptsächlich als große Unruhe entziffert werden, allerdings kann man sich einen Lernprozess wohl kaum als harmloses, spiegelglattes und ruhiges Erleben denken. Lernen braucht selbst eine längere Einarbeitungs- und Lebenszeit, ehe es möglich wird. Aber dann kann Unruhe als Glück



erfahren werden und Aufruhr als gewollte Bewegung. So schreibt einer: «Es ist ein tolles Gefühl, wie sich im Laufe der Stunde das ganze Puzzle der letzten Wochen ganz plötzlich einfach zusammenfügt [...] Und dieses Bewusstsein erzeugt einfach Zufriedenheit und ein breites Grinsen. Das Verstehen des Zusammenhangs hat ein sehr aktives Moment bei mir erzeugt. Es endet nicht beim Zuklappen des Buches, denn jetzt regt es das Weiterdenken erst richtig an. Es hat mich angeregt, [...] Lust und Sinn in der weiteren wissenschaftlichen Ar-

beit zu finden.« (a. a. O.) Und ein anderer: »Jedes Mal nach der Vorlesung ist mir mindestens ein sehr wichtiger Gedanke klar geworden, den ich schon lange unklar dachte [...]. Das ist überhaupt das Wichtigste am Lernen, alte Fragen, die ich nicht allein beantworten konnte, in der Gruppe zu klären« (ebd.). Lernen wird erfahrbar als gemeinschaftliche Selbstentfaltung.

Willis' Buch als Material setzt wie ein Katalysator als Erfahrung frei, was theoretisch gewusst war, dass, wie Marx das spricht, »die Menschen ihre Geschichte selbst machen, wenn auch nicht aus freien Stücken«. Grade, weil die handelnden Jungen so unfertig in die eigene Selbstverurteilung gehen und vielleicht auch, weil das Forschungsinstrument, die teilnehmende Beobachtung selbst ein höchst fragwürdiges Instrument ist, weil es das Wissen nicht eingreifend nutzt, bleibt das Buch ein Abenteuer, in das sich zu verstricken Aufschlüsse über die Gesellschaft, die Klassen, Haltungen, Lernen und Lehren, Selbstveränderung und Kritik liefern kann bis heute.

Ein Intermezzo

Immer noch lebte ich in zwei Städten, ging nicht abends mit den Kollegen noch einen trinken, musste immer nach Hause nach Berlin (das waren damals durch die »Zone« 4 Stunden mindestens und von dort wieder weg nach Hamburg – überall nicht wirklich zuhause und überall in Hetze. Damals begann ich auf Rationalisierung im Zeitverbrauch zu sinnen und versuchte, die Fachschaftssitzungen als nicht sinnvoll für mich zu schwänzen. Ich wusste, dass sie zu meinem Dienstpflichten gehörten, so konnte ich das auch nicht wirklich durchhalten. Die Flucht nach vorn, ich erbot mich, die Leitung zu übernehmen, brachte kaum Änderung, höchstens mehr Arbeit. So entschloss ich mich, meine Haltung zu den Sitzungen zu ändern.

Ich ging freudig hinein und schrieb die Reden derjenigen mit, die sich dort im Zwei- oder Mehrkampf betätigten. Ich entfernte mich geistig aus dem Geschehen, in-

dem ich es als Literatur und Theater begriff. Schon bald freute ich mich auf die Sitzungen, gaben sie mir doch Stoff für einen Kriminalroman, in dem ich die Organisation von Lernen als gesellschaftliches Verbrechen an den Lernenden zeigen wollte. Aus dem Trauma des ersten Kurses in Industrie-soziologie, wollte ich den Krimi zunächst ›Der Schein‹ nennen, entschloss mich aber dann, gleich drei Krimis aufeinander aufzubauen und sie nach den perspektivischen Sätzen von Marx, jedem nach seiner Leistung, jedem nach seinen Bedürfnissen, jedem nach seinen Fähigkeiten zu betiteln. Es sollte eine Art magnetisches Band von Entwicklung zusammenhalten. Der Band wurde ein großer Erfolg. Der zweite Band erschien weitgehend unbemerkt, der dritte wurde nie geschrieben. Die Zeit verlangte anderes von mir.

Aber dieser erste war ein wirklicher Einschnitt. Für mich eröffnete er ein anderes Leben im Gewohnten, ein aufregendes, das Zuhause woanders zu entdecken, und für die Studierenden wurde der Krimi so etwas wie eine nötige Identitätsstiftung – sie begrüßten ihn als ihren HWP-Krimi im vollbesetzten großen Hörsaal. Monatelang sprachen sie in den Sätzen des Romans, erkannten einander in den Gestalten, bis hin zu Unsicherheiten, was Dichtung, was Fiktion, was Realität war. Die Sekretärinnen gaben mir Aufträge, dass und wie sie im nächsten Band vorkommen sollten usw. – Für mich war es eine großartige Lehre, wie stark Schreiben verändert und wie es in Lernprozessen einbezogen sein kann. Auch das habe ich überall weiterverfolgt bis heute.

Damals begannen wir an der HWP mit einer Studienreform, die ich auch im Nachhinein als ringsherum sehr gut und für alle Beteiligten angemessen denke oder beurteile; in die Annalen des Hochschulstudiums mit einer Goldmedaille eingeschrieben gehört meines Erachtens das Projektstudium. Am Ende ihres sechssemestrigen Studiengangs, der mit einem Diplom abschloss, konnte ein Aufbaustudium von noch einmal 3 Semestern in Projektform ange-

schlossen werden, das wiederum mit einem Diplom endete, II, mit dem man promovieren konnte. Es war den Studierenden, so wie ich sie erfahren hatte, absolut auf den Leib geschnitten. Immer zwei Lehrende von unterschiedlichen Disziplinen einigten sich auf ein Forschungsprojekt, das es in 3 Semestern theoretisch und empirisch zu erarbeiten galt. Sich auf ein solches Projekt mit einem zweiten Lehrenden zu verständigen, es in zwei Fachbereichen durchzusetzen, genügend Studierende zu finden, war aufreibend.

Aber wieder gab es eine Menge umzulernen und man lernte die anderen Lehrenden kennen und schätzen, wo man zuvor mit blinden Vorurteilen durch die Gänge ging oder in Verwaltungsaufgaben sich unnötig rieb. Diese Konzentration von Lehrenden und Lernenden auf einen Bereich war für mich ganz ideal. Ohne die Projekte konnte ich mir die HWP kaum noch vorstellen – und, so ich nicht Gastprofessuren in den verschiedenen Weltteilen annahm, erinnere ich jetzt die gesamte Uni als Abfolge von Projekten. Ich mochte sie alle und in allen gab es gemeinsam Neues zu entdecken und in die Geschichte einzuschreiben. So entwickelten wir im Projekt (mit Gerd Brosius) zum Einzug von Hightech in Verwaltung und Dienstleistung das »widerspruchsgel leitete Gruppeninterview«, das es ermöglicht, die Widersprüche, die durch oberflächliche Meinung verdeckt werden, jedoch selbst die Triebkräfte für Aneignung und Veränderung sind, aufzuspüren.

Bis heute versuche ich es in gewerkschaftlicher Bildung und Kämpfen gegen Meinungsumfragen durchzusetzen – etwa in den heute notwendigen Kämpfen um Zeitverfügung. Und natürlich haben wir zu jedem Projekt gemeinsam ein Buch geschrieben. – Es würde endlos werden, berichtete ich aus jedem Projekt, etwa dem ganz verrückten zu Zukunftswerkstätten, das Eberhard Liebau und ich mit Marieluise Pfeiffer aus der IG-Metall durchlebten, das auf andere Art die Erneuerungsmöglichkeit dieser starken Gewerkschaft mit auslotete: Wir bekamen einen Zusatzauf-

trag von der IGM einer dokumentierenden Begleitung, in die ein früheres Projekt einstieg. Auch dieser Zusammenhang ist noch nicht abgeschlossen, der Kernpunkt nämlich, inwieweit die Fantasien und Hoffnungen aller Beteiligten in Veränderungswollen einbezogen werden können, bleibt mein Lebensprojekt, bestimmt meine Politik bis heute – etwa zur Vier-in-einem-Perspektive, von der hier keine Rede sein wird, da sie ein Post-HWP-Projekt ist.

Statt dessen noch die Erinnerung an ein Projekt mit Silke Wittich-Neven, da dies ganz nachhaltig meine Lehre und Forschung und deren Veränderung bestimmten. Es lag nicht auf der Hand, dass ein Projekt mit ihr gelingen könnte – Jura und Soziologie, der Gegenstand musste so gefunden werden, dass beide Fächer dies nachweislich bestreiten konnten und es alle interessierte. Es ist unrecht über die Arbeitsweise und die Resultate dieses Projekts zu sprechen, ohne nicht ein literarisches Porträt von Silke zu versuchen. Da ich bis heute mit ihr zusammenarbeite, meist aus der Ferne, erlaube ich mir eine knappe Skizze, die vielleicht als grobe Zeichnung nicht als übergriffig empfunden wird. Denn irgendwie verbinde ich Silke im Ganzen mit der HWP als die, die sie einmal war, was sie sein konnte, aber auch, wieso das nicht überleben konnte im neoliberalen Aufbruch und der Stilllegung der Hoffnung in den Hochschulen.

Ich erinnere sie die ganzen 22 Jahre, die ich an der HWP lehrte, als still da seiend, mal schwanger, mal ein Baby stillend, immer mit viel zu viel Gepäck beladen, verschwindend in einem Zimmer, das bis an die Decke voller Mappen und Ordner war, kaum Platz für eine zweite Person, die aber zu ihr kommen musste, da sie zugleich für die in Not geratenen Studenten sich zuständig machte. Das Chaos setzte sich fort in ihr Auto.

Im Seminar mit den Studis nahm sie munter unter ihnen Platz und begann, jede von mir didaktisch eingeworfene Frage selbst zu beantworten, Zweifel und Gegenrede langsam aber eigensinnig formulierend. Sie überließ mir gänzlich die Leitung

und war auf diese Weise zugleich eine Repräsentantin einer zukünftigen Lernweise, kollektiv Leitung im Abbau. Das ging wunderbar.



Das Lernen in diesem Projekt war schmerzhaft, weil es die Veränderung eigener Vorstellungen bis hin zu Lebensweisen einbezog. Man konnte studieren, wie eine Hysterie um ein Thema aufgebaut werden konnte – wie heute bei Prostitution oder dem Ansehen pornographischer Kinderbilder, wie es die Studierenden ergriff und wie Veränderung aller möglich wurde. Eine große Kraft dabei waren Humor und Heiterkeit, die beide wiederum zu den heimlichen Qualitäten von Silke gehören. – Das gemeinsame Buch, in der auch alle Studierenden, wenn auch ungleich, mitmachten, dessen Titel ›Lustmolche und Köderfrauen‹ eben diese befreiende Heiterkeit zeigen, sei unbedingt empfohlen.

Die Fortsetzung lässt sich nicht so strahlend erzählen, weil sie gezeichnet ist von Bleibendem wie von Abbrüchen. Aus dem

Projekt ging ein Promotionscolloquium hervor – aber von den vielen, die da mitmachten, hat, obwohl alle geborene Wissenschaftlerinnen waren mit Feuer und Ausdauer, nur einer die Promotion abgeschlossen. Silke und ich organisierten ein neues Projekt, das ich wegen Krebserkrankung nicht zu Ende führen konnte, aber die Studierenden sprangen ein, besonders Victor Rego Diaz aus dem Projekt davor und führten auch dies zu einem möglichen Ende – immer weiter Forschung und Lehre, ja das Leben als kollektiven Prozess zeigend, in dem nicht Konkurrenz und Einzelleistung das Bestimmende seien, sondern Denken etwas Befreiendes hat und Vergnügen ist und das Besondere des menschlichen Wesens darin liegt, dass es auch in seinem individuellen Dasein Gemeinwesen ist, wie wiederum Marx das spricht.

In der Fremde zuhause

Ich hatte vor, noch zum Frauenstudium an der Uni, meiner Rolle darin, das Hinüberziehen an die HWP, die Rolle der Lehrenden und der Studierenden vielfältig zu berichten. Versuche, wie ich Erinnerungsarbeit auch in HWP-Seminaren einbrachte, Gramsci und die Beteiligung schließlich auch von HWPlern an anderen Projekten wie dem Institut für kritische Theorie in

Berlin und den internationalen Tagungen des historisch-kritischen Wörterbuchs des Marxismus, zu berichten als Fortsetzung von HWP-Studium in weiteres Leben – aber es hätte mehr als einen Tag gebraucht.

So möchte ich zum Schluss noch einmal zum Titel meines Vortrags zurück kommen mit einer Lehre.

»In der Fremde zuhause« – das hört sich wie ein unauflösbarer Widerspruch an oder wie der Anfang einer Migrationsstudie. Ich bin bei aller Anstrengung, Ortlosigkeit, Fremdheit zu dem Ergebnis gelangt, dass genau dieser Widerspruch unser Veränderungswollen bestimmt. Er ist nicht einholbar, aber er speist unsere Energie, die fremde und auch schreckliche Welt zu verändern, sie wohnlich einzurichten, sie uns zu eigen zu machen, sie, um das in Verrückte gekommene Wort Heimat uns wieder näher zu bringen, sie uns zur Heimat zu machen, ein Ort, wie Bloch sagt, der jedem in die Kindheit scheint, in dem jedoch noch niemand war: Heimat.

Dafür danke ich der HWP über Jahrzehnte mit allen die dazu gehörten. Sie wurde mir ständiger Stachel, zu lernen, zu verändern und zurückzukommen, um zu gehen. Unterwegs zur Heimat also.

Prof. Dr. Frigga Haug lehrte und forschte 22 Jahre lang an der HWP bis 2001.



Stefan Kühl

Wie viel Wissenschaft (v)erträgt ein Studiengang?

Schaut man sich ihre Web-Sites, also die Schauseite, von Universitäten und Fachhochschulen an, dann könnte man denken: »Ja, das sieht doch eigentlich ganz gut aus«, werden doch durchgängig Studiengänge mit einer wissenschaftlich fundierten Bildung offeriert. Schaut man allerdings hinter die Fassaden, vernimmt man allorten ein ziemliches Rumoren. So wird auf den Hinterbühnen der Universitäten über ›Bachelor-Monster‹ und ›Bulimie-Studierende‹ geklagt, die unmotiviert Lehrveranstaltungen abreißen, bei Klausuren wie auf Knopfdruck kurzfristig erworbenes Wissen wiedergeben, etc. Viele Kolleginnen und Kollegen gehen vor dem Hintergrund dieser Zuschreibungen davon aus, dass man Studierende nur noch über Anwesenheitskontrollen dazu bringen kann, regelmäßig da zu sein. Die Studierenden begäben sich eben auf Schnäppchenjagd, um möglichst effizient Punkte abzugreifen.

Beobachten lässt sich eine Flucht in die Forschungsverbünde oder die Selbstverwaltung, nur um mit dieser Form der Lehre nicht weiter konfrontiert zu sein. Natürlich hat es immer Hochschullehrerinnen und Hochschullehrer gegeben, die nicht so viel Interesse an der Lehre hatten. Aber im Moment lässt sich eine Flucht aus der Bachelor-Lehre auch bei denen feststellen, die sich immer sehr in der Lehre engagiert haben. Gleichzeitig hört man aber auch Studierende darüber beklagen, dass sie vor lauter Seminaren, Prüfungen und Pflichtpraktika gar nicht mehr zum Lesen, geschweige denn zum Denken kämen.

Selbst wenn diese wechselseitigen Zuschreibungen eher der Rationalisierung des eigenen Verhaltens dienen, denn als ernsthafte Zustandsbeschreibungen taugen, muss man sich dennoch fragen, woher es kommt, dass sich an der Universität die Bedingungen so verändert haben, dass es zu diesen Beschreibungen kommt. Ich

habe dafür drei Erklärungen, wobei ich das zugrunde liegende Phänomen als eine faktische Entwissenschaftlichung der universitären Studiengänge begreife.



Die erste Erklärung hängt mit der Entscheidung zusammen, Massenuniversitäten einzurichten, also die Idee zu verfolgen, möglichst viele Personen einer Generation zu einem Hochschulstudium zu veranlassen. Während zu Beginn des 20. Jahrhunderts zwei bis drei Prozent einer Generationskohorte studierten, gingen die Zahlen in den 70er Jahren exponentiell auf 15 bis 20 Prozent nach oben. In der Zwischenzeit liegen wir bereits bei knapp unter 40 Prozent und erreichen damit die politischen Zielvorgaben. Schaut man sich beispielsweise an, was bei der OECD als Zielvorgabe anvisiert wird, sind es sogar 70 Prozent. Dieses rasche Wachstum der Studierenden-Populationen, nicht nur in Deutschland, sondern auch in vielen Mitgliedsländern der OECD, hat beispielsweise in der Soziologie dazu geführt, Soziologen sind ja immer schnell dabei, Zeitdiagnosen zu machen, also bestimmte zugespitzte Formulierungen zu wählen, wie Risikogesellschaft, Erlebnisgesellschaft etc., von einer Akademiker-Gesellschaft zu sprechen. Jetzt kann man sich überlegen, was denn die Vorteile

einer Akademiker-Gesellschaft sind bzw. welche Hoffnungen mir ihr verbunden sind. Dazu gibt es mehrere Argumente, wie, eine moderne Wirtschaft könne nicht ohne Hochqualifizierte funktionieren oder eine größere politische Teilhabe sei nur durch eine weitere Akademisierung zu erreichen. Das gelte auch für kulturelle Interessen, ja selbst eine umfassende Menschenbildung, die ohne weitere Akademisierung nicht gewährt werden könnten.

An diesen Argumenten spürt man die hohe Wertschätzung für das, was eine ›Akademiker-Gesellschaft‹ sein soll. Sie geht einher mit einer massiven Abwertung derjenigen, die keine Akademiker sind. Deshalb scheint es zwischenzeitlich nicht leicht zu sein, zu sagen: »Ich bin Handwerkerin« oder »Ich bin Auszubildender«. Das setzt sich auch in den Unternehmen und der Verwaltung durch: Schaut man sich an, wie derzeit Führungskräfte der mittleren Ebene rekrutiert werden, wird ein Hochschulabschluss erwartet, obwohl es – aus meiner Sicht – dafür keine funktionalen Erfordernisse gibt, die in den Organisationen selbst liegen.



Die zweite Erklärung, die ich nennen möchte, ist, dass im deutschen Universitätssystem Studierende nicht davon ausgehen, dass Studentsein eine Rolle ist. Studierende arbeiten nebenbei, haben Familie etc.: Studentsein ist hier nur eine Rolle von vielen. Außerdem sind die konkurrierenden Rollen zum Studierendensein relativ

attraktiv. Vielleicht kann man studentische Mitgliedschaften in Universitäten inzwischen mit Mitgliedschaften in Wirtschaftsunternehmen oder Verwaltungen vergleichen. Letztere sind mit Vorteilen für beide Seiten verbunden: So können Arbeitnehmer die Grenzen aufrufen, die aus den Arbeitsverträgen resultieren, können sagen. »Was geht es das Unternehmen an, was ich sonst noch mache, ob ich mich politisch engagiere oder ob ich schwanger bin.« Der Vorteil der Unternehmen besteht umgekehrt darin, sich für Anforderungen, die aus anderen Rollen ihrer Mitglieder resultieren, für nicht zuständig zu erklären.

Die große Frage ist allerdings, ob man das Lernen an den Universitäten so organisieren kann, dass es nur Teil, nicht einmal ein besonders attraktiver Teil konkurrierender Rollenanforderungen ist. Man kann nur im Vergleich mit Hochschulsystemen, die auf Kompletteinklusion ihrer Studierenden setzen, erahnen, zu welchen Dilemmata die bei uns vorherrschenden losen Mitgliedschaften führen.

So etwa in den USA: Die Studierenden wohnen auf dem Campus, sie arbeiten auf dem Campus, haben ihre Freunde auf dem Campus, finden dort ihre Lebensgefährtinnen und -gefährten, und es gibt kaum eine Möglichkeit, Ideen außerhalb der Hochschulen zu entwickeln. Wir nennen das in der soziologischen Organisationslehre »gierige Organisation«, wofür prototypisch Sekten oder Militärorganisationen stehen: Alle Verhaltensweisen müssen dieser einer Rolle untergeordnet werden.

Zwar halte ich es für illusionär, das amerikanische Modell komplett übernehmen zu können. Wir müssen einfach in Rechnung stellen, dass Studierende bei uns mit vielen anderen, oftmals attraktiveren Rollenangeboten konfrontiert sind und niemals 150 Prozent in ihre universitären Aktivitäten einbringen werden. Und doch hoffen wir als Lehrende, dass sich Studierende 24 Stunden mehr oder minder mit dem auseinandersetzen, was in Seminaren, Vorlesungen oder Arbeitsgruppen angeboten wird. Aber letztlich

können nur wechselseitig Enttäuschungen und Unzufriedenheit produziert werden.

Die dritte Erklärung ist die Bologna-Reform. Für mich stellt sich die Situation in den Hochschulen momentan so dar, dass der Bologna-Prozess bisher mit einer Entwissenschaftlichung der akademischen Ausbildung verbunden ist. Zwar steht in der Erklärung nicht drin, dass es das Ziel dieses Prozesses sein soll, das gesamte Studium im 5600 Arbeitsstunden aufzuteilen (Bachelor) und ein Studium dementsprechend stundengenau durchzuplanen: eine irrsinnige Vorstellung, wie Bildung funktioniert.

Die Idee, die hinter der Bologna-Reform steckt, ist eine Planwirtschaft akademischer Bildungsprozesse. Aber dadurch produziert man die gleichen pathologischen Effekte, die auch für die Planwirtschaften der realsozialistischen Länder typisch waren: Faktisch studiert natürlich niemand, wie der Plan es vorsieht. Auch die Planwirtschaft funktionierte schließlich nie so, wie die Pläne es vorgegeben haben. Leider aber wird den Studierenden immer mehr die Mentalität vermittelt, dass sie in diesen zeitgenau durchgeplanten und auf Prüfungen ausgerichteten Strukturen arbeiten und lernen müssen. So mag es in der Wirtschaft durchaus Sinn machen, langfristige Planungsprozesse zu institutionalisieren, aber dieses Modell auf letztlich hochgradig individualisierte Bildungsprozesse zu übertragen, erscheint vollkommen sinnfrei. Wenn man mit Bildungspolitikern darüber spricht, dann geben sie einem durchaus Recht, aber verweisen gleichzeitig darauf, dass man aus diesem »lock in« nicht mehr herauskommt. Man habe sich sowohl auf der Länder- als auch europäischen Ebene zu dieser Reform und den damit verbundenen Umsetzungsschritten verpflichtet und könnte jetzt die Bologna-Reform – auch wenn man es angesichts der produzierten Effekte gerne wollte – nicht mehr zurücknehmen. So wird in der Bildungspolitik nur noch Symbolpolitik betrieben, ohne das eigentliche Problem zu beheben. Auch deshalb wird es immer schwerer, bestimmte didaktische Konzepte überhaupt noch durchzusetzen.

Insgesamt interpretiere ich die augenblickliche Entwicklung so, dass wir es de facto mit einer Fachhochschulisierung der Universität zu tun haben. Diese Fachhochschulisierung wird im Moment durch zwei Richtungen befördert: So haben wir es zum einen mit einer zunehmenden Akademisierung von Ausbildungsberufen zu tun, so etwa bei Verfahrensmechanikern, Fitnesskaufleuten, Fachlageristen, Stuckateuren, bei denen sich Akademisierungstendenzen beobachten lassen. Und zum anderen werden Ansprüche an die Universitäten so heruntergeschraubt, dass wir auf das Niveau von Fachhochschulen kommen. Denn wir haben den Effekt, dass eine immer größere Klientel an die Universitäten geht, obwohl sie besser zu Fachhochschulen passen würde.

Die Studierenden werden dann an den Universitäten von Personen ausgebildet, die von der beruflichen Praxis überhaupt keine Ahnung haben. Denn wenn man sich einen typischen Universitätsprofessor oder eine typische Universitätsprofessorin anschaut, so hatten diese in der Regel nur sehr begrenzte Kontakte mit der beruflichen Praxis. Das ist ja auch aus deren Perspektive vollkommen richtig. Denn man geht ja in die Wissenschaft, weil man gerne eine Distanz zur Praxis haben will. So ist auch das ganze Reputationssystem des professoralen Personals – vielleicht mit Ausnahme der Juristerei und der Betriebswirtschaftslehre – darauf aufgebaut, möglichst keine Praxiskontakte zu haben. Jetzt haben wir aber mit Studierenden zu tun, denen erzählt wird: »Kommt an die Universität«. Und dann stehen sie Personen gegenüber, die mit der Praxis nichts zu tun haben wollen. Daraus entstehen zwangsläufig Konstellationen wechselseitiger Enttäuschungen: Enttäuschung der Lehrenden, dass sich die Studierenden nicht für die kritische, distanzierte Betrachtung von sozialen Phänomenen interessieren; Enttäuschungen auf Seiten der Studierenden, die sagen: »Was mach' ich hier eigentlich? Was soll ich mit dem Ganzen später mal anfangen?« Was wiederum die

Lehrenden enttäuscht, die denken: »Mein Gott, was ist das denn für eine Frage!« Ein Teufelskreis, aber wie mit ihm umgehen?



Es existieren einerseits Stimmen – bis hin zu Teilen der Hochschulrektorenkonferenz und zum Wissenschaftsrat – die lauten: »Die Entwissenschaftlichung der Universität, jedenfalls in der Lehre, das ist doch in Ordnung!« Und fordern, sich Konzepte zu überlegen, bei denen Studierende nicht allzu sehr mit Wissenschaft konfrontiert werden. So werden Überlegungen angestellt, den wissenschaftlichen Anteil der universitären Ausbildung nur in den Graduate Schools zu vermitteln, aus der Primärausbildung aber ganz herauszunehmen. Den Idealtypus dieser Entwicklung kann man sich in den USA ansehen, wo es gewinnorientierte Hochschulen gibt – 18 Prozent der Studierenden gehen dort an solche Hochschulen –, bei denen es nur noch um Verwertbarkeit und Convenience geht: Es handelt sich um stark digitalisierte Abendstudiengänge, einerseits hoch standardisiert und andererseits zeitlich flexibel, aber ohne jeglichen wissenschaftlichen Anspruch.

Da dieses Modell in deutschen Universitäten noch nicht so offensiv vertreten wird, lohnt noch einmal ein Blick in die gegenwärtige Ausbildungssituation, die ich folgendermaßen beschreiben würde: Es gibt dort einen Deal, der faktisch darauf hinausläuft, dass gesagt wird: »Na ja, wir sind eigentlich eine Studienzertifikatsverteilungsstelle. Wir geben den Studierenden am Ende ein Zertifikat, das ihnen attestiert, sechs Semester oder, bei Mastern, vier Semester an der Universität überstanden zu haben. Damit werden sie dann auf den Arbeitsmarkt geschickt. Und was genau dieses Zertifikat besagt, ist eigentlich eine zweitrangige Angelegenheit.« Insgesamt haben wir es mit einem Nichtangriffspakt zwischen Lehrenden und Studierenden zu tun: Die Studierenden werden nicht allzu sehr gefordert. Und umgekehrt werden die Lehrenden von den Studierenden nicht allzu sehr gefordert, sodass Ersterer das machen können, was sie am besten können: nämlich Forschen.

Dieser Deal verwischt aber auch die Grenzen zwischen Schule und Hochschule immer mehr. Während meine Generation das Ende der Schulzeit wie eine Befreiung erlebte, um endlich das machen zu können, was einen wirklich interessierte, aber auch um Zeitautonomie zu gewinnen, sehen heutige Studierende eine schlichte Kontinuität von Schule und Bachelor-Studium. Das aber immer unter dem Problem, dass wir ihnen nicht einmal mit den guten Bedingungen einer Schule gegenüberreten können. In der Schule kennen die Lehrer meistens noch ihre Schüler, gibt es so etwas wie persönliche Beziehungen. Wir dagegen geben den Studierenden eine Struktur vor, die der schulischen Ausbildung und dem schulischen Lernen entspricht, ohne allerdings die Vorteile der Schule bieten zu können. Faszinierend ist dabei, dass es selbst unter diesen Bedingungen immer wieder Studierendengruppen gibt, die sich zusammenfinden, um ihre wissenschaftliche Ansprüche befriedigt zu bekommen.

Aber diese müssen faktisch gegen die Strukturen der Bologna-Studiengänge studieren. So ist man als Lehrender immer mehr damit beschäftigt, für Studierende, die innere Freiräume brauchen, Sachen zu machen, die ich mit Niklas Luhmann als »brauchbare Illegalität« bezeichnen würde, also irgendwelche Punkte gutzuschreiben, irgendwelche Noten zu geben oder Gutachten anzufertigen, damit sie das machen

können, was sie wirklich interessiert. Aber auch wenn man über »brauchbare Illegalitäten« gerade für interessierte Studierende viel erreichen kann, dann sollte uns das nicht davon befreien, die Universitäten so umzubauen, dass solche Formen selbstorganisierten Lernens in den formalen Strukturen ermöglicht werden können.

Auf die Frage, wofür man Wissenschaft gebrauchen kann, lohnt es sich zwei unterschiedliche Typen von Problemen zu unterscheiden. Ein gut definiertes Problem kann man durchanalysieren, kann sich in der Regel alle möglichen Lösungen anschauen und dann zur Entscheidung kommen, dass die oder die Lösung die richtige ist. Hier handelt es sich um eine Problemsituation, mit der sich klassische Handwerker auseinandersetzen müssen, aber es gibt auch bestimmte universitäre Disziplinen, die mit solch' gut lösbar Problem arbeiten. Dazu gehört sicherlich ein Großteil der Professionen, also Juristen und Mediziner, die mit durchaus komplexen Problemen zu tun haben, die sich aber in irgendeiner Weise als gutstrukturierte Probleme darstellen lassen.

Das hierzu gehörige Wissen kann man sicher auch mit Multiple-Choice-Klausuren abfragen. So bin ich zum Beispiel bei Mediziner sehr froh, dass sie, bevor sie sich an wirklich komplexe Problem heranzumachen können, mit hochstandardisiertem Wissen ausgestattet werden. Und auch bei den Juristen bin ich dankbar dafür, dass die ordentlich Paragraphen pauken müssen: Das ist die Basis für ihre spätere Berufspraxis. Aber es gibt vergleichsweise viele Probleme, die weder gut strukturiert noch gut strukturierbar sind, wo es keine eindeutigen Lösungen gibt und wo man nicht weiß, welche Folgen mit welchen Lösungen eintreten werden. Genau für diese schlecht definierten Probleme kommen alle Vorteile von Wissenschaft zum Tragen, denn wenn man sie ernst nimmt, dann ist es genau die Auseinandersetzung mit schlecht definierbaren Problemen, solchen, bei denen es keine einfachen Lösungen gibt und man nicht mit Kausalschemata arbeiten kann, bei denen man in die Details einsteigen

muss, ohne immer auf Lösungen kommen zu können, die wissenschaftliches Denken verlangen. Das lernt man in der Wissenschaft, kann man es dann aber auch als Praktiker sehr gut gebrauchen. Und meine Hoffnung ist, dass wir in der universitären Ausbildung zu diesen Vermittlungen und ihnen entsprechenden Vermittlungsformen zurückkommen, so dass bestimmte Umgangsformen mit komplexen Problemlagen gelernt werden. Was ich in diesem Zusammenhang als problematisch empfinde, ist, dass an Universitäten nach wie vor Orte existieren, an denen Derartiges vermittelt und gelernt wird, allerdings gilt dies nicht für die Kernstruktur der Universität. Vielmehr verlagert es sich zum Beispiel in die kleinen Privatissima einzelner Professoren und Professorinnen, die sich fünf oder sechs Top-Studierende aussuchen – kleine Nachwuchsprofessoren –, die sie abends zu sich nach Hause einladen, um dort mit ihnen zu diskutieren. Oder es gibt bestimmte Studierendengruppen, die sich unter solchen Gesichtspunkten bilden; aber das sind häufig diejenigen, die aus gutbürgerlichem Haushalten kommen, und nicht unbedingt diejenigen, die als Erste in ihrer Familie an Universitäten studieren. Oft sind es auch Netzwerke, die von Eltern organisiert werden, wo solch ein Wissensaustausch stattfindet. Was wir beobachten können, ist mithin eine Informalisierung bei der Vermittlung von Wissenschaft.

Diese Informalisierung der Bildung widerspricht aber vollkommen dem Anspruch der HWP und dem, was sie in sechzig Jahren geleistet hat. Denn ihr Anspruch ist es jedenfalls gewesen, genau diese Prozesse in die Breite zu tragen, sie zu verorganisieren, und meine Hoffnung ist, dass der Fachbereich das auch in den nächsten sechzig Jahren so weitermacht.

Prof. Dr. Stefan Kühl ist seit 2007 Professor für Soziologie an der Universität Bielefeld und arbeitet als Organisationsberater für die Firma Metaplan.

Karsten Nowrot

Sozialökonomie als disziplinäre Wissenschaft

Alternative Gedanken zur sozialökonomischen Forschung, Lehre und (Eliten-)Bildung

Bereits der Titel dieses Beitrags wird wahrscheinlich vielen der sich mit der Hamburger Sozialökonomie im Allgemeinen und der ehemaligen HWP im Besonderen verbunden Fühlenden eher als eine schriftgewordene Provokation erscheinen. Die darin zum Ausdruck kommende explizite Kombination aus Sozialökonomie und Disziplinarität – insbesondere wenn nicht mit kritischem Unterton, sondern affirmativ herangezogen – bewegt sich möglicherweise schon gleichsam nahe an einer Art von Sakrileg. Die provokatorische Wirkung ist für die Zwecke dieses kleinen Beitrags jedoch kein Selbstzweck. Sie dient vielmehr einem Ziel, dem Provokationen im besten Sinne dienen sollen: Der Anregung zum Überdenken und gegebenenfalls auch zum Umdenken hergebrachter Vorstellungen. Und wie der Titel bereits andeutet bzw. befürchten lässt, soll den Lesern denn auch in der Tat die Vorstellung nahe gebracht werden, dass man sich von der bislang prägenden Wahrnehmung der Hamburger Sozialökonomie als einem interdisziplinären Wissenschaftskonzept jedenfalls mittelfristig verabschieden sollte.

Dieser Abschied soll allerdings nicht mit dem Ziel erfolgen, der Hamburger Sozialökonomie im Allgemeinen und dem entsprechenden Bachelor-Studiengang im Besonderen ein möglichst baldiges Ende zu bereiten. Ganz im Gegenteil liegt diesem Ansinnen die Intention zugrunde, die sozialökonomische Forschung, Lehre und Bildung – einschließlich der Elitenbildung – in Hamburg durch eine Anpassung an bzw. in Reaktion auf veränderte – sowie teilweise auch unverändert fortbestehende – Herausforderungen nicht nur zu bewahren, sondern in längerfristiger Perspektive nach Möglichkeit zu noch größerer Wirkungsmacht und Blüte zu verhelfen. Denn dass gerade auch die Hamburger Sozialökonomie erhaltens- sowie ausbauwürdig

und damit uneingeschränkt zukunftsfähig ist, steht für mich außer Frage. Aber gerade vor diesem Hintergrund sind manchmal eben auch einige Veränderungen grundlegender Art geboten.

Bevor wir uns diesen Veränderungen und damit einer möglichen neuen sozialökonomischen Zukunft zuwenden, soll jedoch zunächst wenigstens eine kurze Bestandsaufnahme vorgenommen werden. Auf diese Weise möchte ich verdeutlichen, warum wir heute nicht nur eine intensive



Diskussion über die Neupositionierung des Fachbereichs Sozialökonomie der Universität Hamburg benötigen, sondern weswegen wir im Rahmen dieses Diskurses mit einem Fokus auf kleine, bestandswahrende Schritte nicht mehr wirklich weiterkommen und vor diesem Hintergrund möglicherweise dann doch endlich einmal einen großen oder zumindest größeren ›Sprung nach vorn‹ wagen sollten. Zur Unterstützung dieser Einschätzung sollen im Folgenden zwei Gesichtspunkte hervorgehoben werden. Dabei habe ich mich bei der Auswahl dieser Aspekte von der Vorstellung inspirieren lassen, dass die Hamburger Sozialökonomie in gewissem Sinne mit einer föderal strukturierten Wirkungseinheit vergleichbar ist, bei der – trotz aller zwei-

felsohne wünschens- und erhaltenswerten Pluralität – die zusammenhaltenden Kräfte im Ergebnis immer stärker ausgeprägt sein müssen, als die durch eben diese Pluralität auch bedingten und genährten Fliehkräfte.

Zu diesen Gesichtspunkten gehören zunächst die mit dem Leitbild erfolgreich gelebter Interdisziplinarität auch im Bereich der Sozialökonomie verbundenen Herausforderungen. Interdisziplinäres wissenschaftliches Arbeiten ist voraussetzungsvoll, insbesondere wenn es – wie im Regelfall – von disziplinar ausgebildeten Hochschuldozentinnen und -dozenten betrieben wird. Darüber hinaus ist interdisziplinäre Forschung und Lehre aber auch aus struktureller und institutioneller Perspektive betrachtet eher eine Art von Fremdkörper in einer ihrer Normalität doch im Wesentlichen disziplinar geprägten Universitäts- und Wissenschaftslandschaft. Interdisziplinär ausgerichtetes Arbeiten ist also auch heute noch keineswegs per se selbstverständlich; es bedarf vielmehr einer besonderen Begründung. Nun mag es für die meisten ohne weiteres nachvollziehbar sein, dass im Falle des Analysefokus der Sozialökonomie ein solcher disziplinenübergreifender Forschungsansatz sehr gut begründbar ist. Allein, bei der praktischen Umsetzung hilft uns dieser Befund nur sehr bedingt weiter. Auf dieser Ebene stoßen wir regelmäßig auf die Herausforderungen und Grenzen des interdisziplinären Arbeitens, welches eben auch schon begrifflich die fortbestehende Existenz und Bedeutung von einzelnen Wissenschaftsdisziplinen als Normalfall voraussetzt. Hervorgehoben sei in diesem Zusammenhang, dass es – entgegen einem gelegentlich erweckten Eindruck – ausweislich der Aussagen ehemaliger und gegenwärtiger Dozentinnen und Dozenten solche Herausforderungen im Zusammenhang mit der Realisierung von Interdisziplinarität im Grundsatz zu allen Zeiten in erheblichem Umfang gegeben hat. Jedenfalls insofern stellt sich die Situation also heute im Prinzip nicht anders dar, als sie bereits vor mehr als dreißig Jahren gewesen ist.

Vor diesem Hintergrund zeigt sich einerseits, dass eine auf breiter Basis erfolgreich umgesetzte Interdisziplinarität wohl zu keiner Zeit die zentrale Gravitationskraft gewesen ist, welche die Hamburger Sozialökonomie in ihrem Kern zusammengehalten hat. Andererseits haben diese Herausforderungen im Zusammenhang mit einer über punktuelle Ansätze hinausgehenden Verwirklichung von Interdisziplinarität aber vormals auch nicht zu einem Überwiegen der Fliehkräfte geführt. Es existierte nämlich eine Reihe anderer zusammenhaltender Faktoren, auf die sich der Bestand des föderalen Gebildes Hamburger Sozialökonomie stützen und verlassen konnte. Zum einen natürlich institutionell manifestiert durch die Existenz der HWP. Zum anderen aber wohl gerade auch personell vermittelt durch die Mehrheit der Studierenden und nicht zuletzt durch das Lehrpersonal. Von Seiten der Dozenten fand diese personell gespeiste Gravitationskraft ihren Ausdruck gerade auch in so etwas wie einem negativ vermittelten Zusammenhalt in Gestalt einer Abgrenzung zum so genannten ›Mainstream‹ der jeweiligen Wissenschaftsdisziplin.



Wenn schon nicht in Bezug auf die in gleicher Weise fortbestehenden Herausforderungen einer interdisziplinär orientierten Forschung und Lehre, so doch aber jedenfalls hinsichtlich dieses zweiten Gesichtspunkts hat sich die Situation für die Ham-

burger Sozialökonomie in den vergangenen Jahren wohl deutlich verändert. Nicht allein die institutionell vermittelte Komponente, sondern gerade auch die personell gespeisten, zusammenhaltenden Faktoren unter den Dozenten sind in jüngerer Zeit zumindest erheblich schwächer. Das gegenwärtig am Fachbereich Sozialökonomie tätige Lehrpersonal ist überwiegend traditionell-mainstream akademisch sozialisiert. Diesen Befund mögen einige der sich seit langem mit der Hamburger Sozialökonomie verbunden Fühlenden bedauern. In jedem Fall ist es diesbezüglich jedoch auf absehbare Zeit im wahrsten Sinne des Wortes so, wie es ist. Und unter Rekurs auf das dem amerikanischen Politikwissenschaftler und Theologen Reinhold Niebuhr zugeschriebene »Gelassenheitsgebet« sollte man daher auch im vorliegenden Zusammenhang zunächst einmal einfach um die Gnade der Gelassenheit bitten, diejenigen Dinge hinzunehmen, die man nicht ändern kann.

In jedem Fall ist vor diesem Hintergrund zu konstatieren, dass die Fliehkräfte in den vergangenen Jahren in dieser personellen Hinsicht sicherlich stärker geworden sind. Und diese tiefere Verankerung in der jeweiligen Wissenschaftsdisziplin mag denn auch einer der wesentlichen Gründe dafür sein, dass die gelegentlichen Überlegungen, den Fachbereich Sozialökonomie in seinen vier einzelnen Fachgebieten anderen Fachbereichen oder Fakultäten anzugliedern und damit im Ergebnis institutionell aufzulösen, heute nicht mehr uneingeschränkt von allen Mitgliedern als Ausdruck eines unter allen Umständen abzuwendenden »Schreckensszenarios« wahrgenommen werden. Ein gemeinsam getragener Bachelor-Studiengang und das gemeinsame Zusammenwirken in einer Reihe von Masterprogrammen allein sind also möglicherweise nicht mehr für alle ein ohne weiteres einsichtiger Grund, den Fachbereich Sozialökonomie in seiner gegenwärtigen Struktur zu bewahren. Dahinter steht sicherlich auch die Überlegung, dass interdisziplinär ausgestaltete Studiengänge im Prinzip ge-

gebenenfalls ohne eine breite institutionelle Basis funktionieren können.

Kurz und gut bzw. nicht gut, der Fortbestand des Fachbereichs Sozialökonomie ist heute wieder einmal keine Selbstverständlichkeit mehr, auf die man sich ohne weiteres Zutun verlassen könnte. Im Lichte dieser Erkenntnis stellt sich dann vor allem die Frage, was unter diesem nunmehr wohl gebotenen »weiteren Zutun« zu verstehen ist. Ich sehe im Prinzip drei Möglichkeiten. Zunächst könnte man natürlich ganz einfach resigniert aufgeben und den Dingen gleichsam stoisch ihren Lauf lassen; ganz im Sinne der ersten Zeile des Gelassenheitsgebets. Ich halte das allerdings für die schlechteste aller Möglichkeiten. Dazu ist das Wissenschaftsprojekt Hamburger Sozialökonomie aus vielerlei Gründen zu wichtig, zu erhaltenswert und – wie ich meine – zu ausbaufähig. Und selbst das Gelassenheitsgebet, um noch ein letztes Mal darauf zurück zu kommen, geht ja in seinen Aussagen im Ergebnis deutlich über die Position der Stoiker hinaus, indem es, erstens, gerade auch die Bitte enthält, den Mut und die Kraft aufzubringen, veränderbare und veränderungswürdige Dinge tatsächlich zu ändern, sowie, zweitens, um die Gnade der Weisheit bittet, veränderbare und nicht veränderbare Dinge unterscheiden zu können. Nun, dass die Hamburger Sozialökonomie wandlungsfähig und damit veränderbar ist, hat sie in ihrer Geschichte schon oft genug bewiesen.

Wenn die Mitglieder und Freunde der Hamburger Sozialökonomie also aktiv werden können und sollten, gilt dann vielleicht die Parole, gegen den Strom der grundsätzlichen Disziplinarität der Wissenschaftslandschaft anzukämpfen und auf Besserung der Lage zu hoffen? Das versuchen einige im Moment in der Tat. Und das ist auch grundsätzlich lobenswert. Gleichwohl erscheint mir eine solche Vorgehensweise angesichts der gegenwärtigen Rahmenbedingungen eher wenig erfolgversprechend. Darüber hinaus muss man sicherlich auch Obacht geben, dass aus einem solchen interdisziplinären Streiter nicht langsam aber

sicher eine Art von Don Quichotte wird, der gegen die Windmühlen der Disziplinarität zu Felde zieht, weil er sie für gefährlich hält; obgleich er sie nicht besiegen kann und sie ihm im Übrigen bei näherer Betrachtung auch gar nichts antun, der Hamburger Sozialökonomie im Ergebnis gar kein Leid zufügen wollen und können.

Was wir jetzt brauchen ist vielmehr eine neue, die vier Fachgebiete verbindende und im besten Sinne »zusammenschweißende« Ordnungsidee, ein neues wissenschaftliches Großprojekt, welches den institutionellen Fortbestand des Fachbereichs Sozialökonomie an der Universität Hamburg für alle erkennbar und über bestehende oder zukünftige Zweifel erhaben macht und rechtfertigt; ein Vorhaben, das darüber hinaus auch geeignet ist, so etwas wie Begeisterung zu wecken! Wir benötigen die Entwicklung eines positiven, objektiv-wissenschaftsbezogenen Abgrenzungsansatzes zu allen anderen Fachdisziplinen; und das in einer Zeit, in der zwar die Interdisziplinarität wieder einmal verbal hoch im Kurs steht, aber gleichwohl disziplinär ausgerichtete Strukturen weiterhin dominieren und zumindest die Ausgangsbasis wissenschaftlichen Forschens und Lehrens bilden. Kämpfen wir also nicht länger gegen den Strom der Disziplinarität an, sondern machen wir uns seine erheblichen Kräfte zu Nutze! Wie soll das vor sich gehen, werden sich jetzt einige Leserinnen und Leser sicherlich fragen. Nun, indem wir die prinzipiell disziplinären Ordnungsstrukturen der Universitäts- und Wissenschaftslandschaft als gelebte Normalität auch für uns annehmen und diesen Umstand für die Zwecke der Sozialökonomie nutzbar machen. Indem wir aufbauend auf die Einrichtung des Studiengangs Sozialökonomie Anfang der 1980er Jahre und die nachfolgende Umbenennung unserer Institution in »Fachbereich Sozialökonomie« im letzten Drittel des vergangenen Jahrzehnts nunmehr, in einem nächsten konsequenten Schritt, an der Etablierung einer eigenständigen Wissenschaftsdisziplin Sozialökonomie mitwirken! Indem wir also von nun an Sozi-

alökonomie nicht mehr als ein interdisziplinäres Wissenschaftsprojekt, sondern als eine selbständige, zunächst einmal autonome disziplinäre Wissenschaft verstehen, entwickeln und betreiben.

Sozialökonomie als disziplinäre Wissenschaft? Ein solcher Perspektivenwandel mag vielen Leserinnen und Lesern sicherlich auf den ersten Blick – vorsichtig ausgedrückt – eher abwegig erscheinen. Es »riecht« nach Anpassung, ja nach Aufgabe und Kapitulation vor dem disziplinär orientierten »Establishment«. Aber alles dies trifft eben auch nur auf den ersten Blick zu. Bei näherer Betrachtung zeigt sich nämlich, dass es sich bei dem hier vorgeschlagene Neuverständnis der Sozialökonomie, erstens, keineswegs um einen im engeren Sinne revolutionären bzw. konterrevolutionären Schritt handeln würde, sowie, zweitens, diese Neukonzeption mit erheblichen Vorteilen – und praktisch keinen Nachteilen – für den Fachbereich Sozialökonomie und seine Mitglieder verbunden wäre. Zunächst gilt es zu betonen, dass der hier anvisierten Neuorientierung der Sozialökonomie kein urknallartiges, präzedenzloses Moment innewohnt.

Zur Erläuterung möchte ich im Folgenden drei Aspekte kurz hervorheben. Erstens müsste man nicht befürchten, sich in diesem Zusammenhang gleichsam im Sinne Hannah Arendts auf ein »Denken ohne Geländer« einlassen zu müssen. Bekanntermaßen haben die ehemalige HWP und ihre Mitglieder den Begriff und das Konzept der Sozialökonomie bzw. Sozialwirtschaft seinerzeit nicht selbst geschaffen, sondern vielmehr vorgefunden. Sie knüpften insofern zunächst einmal gerade auch an ideengeschichtliche Entwicklungen namentlich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und dem Beginn des 20. Jahrhunderts in solchen Bereichen an, die man heute primär den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften zuordnen würde.

Zweitens, und insbesondere falls einige dieses wohlige und beruhigende Gefühl benötigen, mit ihren Bemühungen nicht allein zu sein, sei hier darauf hingewiesen,

dass wir mit unserer Aufbauarbeit an dem Projekt ›Sozialökonomie als disziplinäre Wissenschaft‹ in der Tat auch gar nicht allein wären. Es soll hier also keineswegs der – unzutreffende – Anschein erweckt werden, die Hamburger Sozialökonomie würde hier eine Art von Sonderweg beschreiten. Eher das Gegenteil scheint der Fall zu sein. Eigentlich erst auf der Grundlage entsprechender Bemühungen – wenn sie denn



endlich aufgenommen werden würden – wäre die Hamburger Sozialökonomie wieder als aus internationaler Perspektive anschlussfähig zu qualifizieren; kein gänzlich unbedeutender Gesichtspunkt für einen Wissenschaftsbereich, der wie die Sozialökonomie ersichtlich über den nationalen ›Tellerrand‹ schauen muss und dies erfreulicherweise ja auch schon bislang regelmäßig getan hat. Auf internationaler Ebene wird nämlich bereits seit längerem – unter anderem im Rahmen der Society for the Advancement of Socio-Economics – über die Entwicklung der Sozialökonomie als einer eigenständigen Wissenschaftsdisziplin nachgedacht und debattiert. Mit dem gegenwärtig in Hamburg noch dominierenden Verständnis von Sozialökonomie als einem interdisziplinären und im Übrigen auf die Betriebswirtschaftslehre, die Soziologie, die Rechtswissenschaft und die Volkswirtschaftslehre beschränkten Konzept, sind wir derzeit wohl – aus globaler Perspektive – nicht mehr im engeren Sinne Avantgarde; möglicherweise kann es sogar sein, dass wir

insofern dem Fortschritt eher etwas hinterherhinken.

Schließlich wäre das Verständnis von Sozialökonomie als einer neuen disziplinären Wissenschaft aber auch aus einer übergreifenden Perspektive kein gleichsam unerhört neuer Vorgang, sondern würde lediglich die Normalität des sich ständig im Fluss befindlichen Bestands an Wissenschaftsdisziplinen widerspiegeln. Die heutige dominierende Einteilung der Wissenschaftsdisziplinen ist bekanntermaßen nicht Ausdruck einer mit Ewigkeitsanspruch versehenen, vorgegebenen Ordnung, sondern vielmehr das Ergebnis historischer Entwicklungen und Entscheidungen. Wissenschaftszweige sind also nicht gleichsam vom Himmel gefallen, sondern sie entstehen – und vergehen – in einem mehr oder weniger langen und häufig gerade auch von Zufälligkeiten und wissenschaftsexternen Motiven geprägten Prozess. Die Disziplinenbildung ist also immer im Fluss gewesen, und es ist auch kein Grund ersichtlich, warum die Zeit der Entwicklung neuer Wissenschaftsdisziplinen gerade heute abgelaufen sein sollte. Im Lichte dieser wahrlich dynamischen Normalität der Disziplinenbildung lässt sich also mit einer gewissen Berechtigung die Frage stellen, warum gerade die Hamburger Sozialökonomie weiterhin in einem Entwicklungsstadium verharrt, welches von einem fragmentierten, multidisziplinären Verständnis dominiert ist; einer traditionell-disziplinären Zuordnung ihrer Repräsentanten, von denen eben ›nur‹ erwartet wird, dass sie als Soziologen, Volkswirte, Juristen oder Betriebswirte für eine interdisziplinäre Zusammenarbeit in besonderer Weise offen sein sollen. Um diese Situation etwas überzeichnend auf den Punkt zu bringen: Wenn die ersten Vertreter der Soziologie oder der Politikwissenschaft so angefangen bzw. vor allem so weitergemacht hätten, dann gäbe es diese beiden Fächer wohl heute immer noch nicht als eigene Wissenschaftsdisziplinen!

Begegnet eine prinzipielle Neuausrichtung des Verständnisses von Sozialökono-

mie als einem sich disziplinar etablierenden Wissenschaftsbereich somit jedenfalls keinen grundsätzlichen Bedenken, erscheint ein solcher Ansatz überdies nicht allein deshalb gerade jetzt geboten, weil sich die Zeit hierfür gegenwärtig als besonders günstig darstellt; in diesem Zusammenhang sei nur an die wachsende Kritik gerade auch von Seiten der Studierenden an der Ausrichtung der wirtschaftswissenschaftlichen Disziplinen im Zuge der Finanz- und Wirtschaftskrise erinnert. Vielmehr spricht für eine solche Reorientierung insbesondere auch der Umstand, dass sie mit erheblichen Vorteilen für den Fachbereich Sozialökonomie und seine Mitglieder verbunden wäre.

Die Mitwirkung an einem solchen wissenschaftlichen Innovationsprojekt hat zweifelsohne das Potential, neue entsprechende Begeisterung unter den Dozentinnen und Dozenten für den Fachbereich Sozialökonomie zu wecken; ist doch die Beteiligung an der Etablierung einer Wissenschaftsdisziplin schon durchaus ein Großvorhaben, welches bei gebotener realistischer Betrachtung gleichsam in einer ›anderen Liga spielt‹, als die Ausrichtung der wissenschaftlichen Forschung und Lehre auf ein interdisziplinäres Arbeiten, welches jedenfalls aus der Perspektive einiger Disziplinen einen Erwerb von Meriten nur in eher eingeschränktem Umfang verspricht. Weiterhin würde ein solcher Neuanatz auch für die Studierenden im Regelfall erhebliche Vorteile mit sich bringen. Die Absolventinnen und Absolventen des Hamburger Studiengangs der Sozialökonomie könnten noch selbstbewusster als bislang schon sagen, sie seien Sozialökonom; ohne gleich im Anschluss erklären zu müssen, was das denn sei, und überdies diese Aussage durch Bezugnahme auf einen traditionell-disziplinären Schwerpunkt wiederum partiell zu relativieren. Damit an dieser Stelle keine Missverständnisse aufkommen – sehr viele der bisherigen Absolventen haben sehr schnell einen sehr erfolgreichen Einstieg bzw. Wiedereinstieg in die Berufspraxis gefunden. Aber vor dem Hintergrund meiner bisherigen Erfahrun-

gen auf dem Gebiet der Studienberatung habe ich auch die in diesem Zusammenhang existierenden und im Prinzip unbestreitbaren Herausforderungen kennengelernt; also bitte – wie bei der Frage der Umsetzung von Interdisziplinarität in der Lehr- und Forschungspraxis, so auch hier – keine den Umständen unangemessene ›Legendenbildung‹.

Die Studierenden konkurrieren bislang nicht nur mit den Absolventinnen und Absolventen traditionell-disziplinärer Universitätsabschlüsse. Vielmehr wird in der Beratungspraxis deutlich, dass sie sich auch mit diesen Personenkreisen vergleichen und dass dieser Vergleich gelegentlich auf einen – subjektiv so wahrgenommenen und ernstzunehmenden – Defizitbefund hinausläuft.

Manchmal bin ich es dann selbst, der die entsprechenden Studierenden dazu ermuntern muss, doch einmal die Perspektive zu wechseln; sich also nicht als beispielsweise ›halbe Betriebswirte oder – mindestens ebenso falsch und verhängnisvoll – gar als ›Betriebswirte mit Halbwissen‹ wahrnehmen sollen, sondern als vollwertige Sozialökonominnen mit einem eigenständigen Bildungsprofil, welches den Vergleich mit anderen Universitätsabschlüssen in keiner Weise zu scheuen braucht. Solche Situationen kommen häufiger vor, als es viele vielleicht wahrhaben wollen. Im Interesse ihrer Studierenden sollte die Hamburger Sozialökonomie also zumindest mittelfristig danach streben, einen akademischen Nachwuchs auszubilden, der sich ganz selbstverständlich als Sozialökonomin versteht und nicht als interdisziplinär ausgebildete Hochschulabsolventin mit Schwerpunkt in einem mehr oder weniger traditionellen, disziplinären Fach. Es bedarf kaum einer weiteren Begründung, dass ein solcher Ansatz nicht zuletzt auch einer fortgesetzt nachhaltigen sozialökonomischen Elitenbildung dient, von der unsere Gesellschaft insgesamt zweifelsohne profitieren kann.

Schließlich wäre ein neues Verständnis der Sozialökonomie wahrscheinlich auch mit vorteilhaften Effekten für die GdFF

verbunden, welche sich derzeit ebenfalls einigen Herausforderungen ausgesetzt sieht. Diese betreffen unter anderem ihr Verhältnis zum gegenwärtigen Lehrpersonal. Wenn die GdFF richtigerweise für sich in Anspruch nimmt, nicht nur ein ›Ehemaligenverein‹, sondern ein aktiver, mitgestaltungswilliger und -fähiger Akteur am Fachbereich Sozialökonomie zu sein, dann erscheint es zumindest mir etwas unklug, die existierenden Kommunikationsbeziehungen zu vielen der Dozentinnen und Dozenten mittels vergleichsweise undifferenzierter verbaler ›Rundumschläge‹ zu strapazieren. Eine solche Vorgehensweise ist für niemanden von Nutzen, am wenigsten erweist man damit dem Fachbereich Sozialökonomie einen positiven Dienst. Bei der Etablierung der Sozialökonomie als eigenständiger Wissenschaftsdisziplin könnte jedoch auch die GdFF eine wichtige Rolle spielen; die heutige Dozentengeneration ist in diesem Zusammenhang zweifelsohne auf den reichen Erfahrungsschatz der Freunde und Förderer des Fachbereichs angewiesen. Ein solches neues Wissenschaftsprojekt würde sicherlich auch – vermeintliche – Gegensätze und Unstimmigkeiten schneller vergessen machen, wenn alle Akteure – Aktive, Freunde und Förderer – gemeinsam und aufbauend auf das in den vergangenen Jahrzehnten Geleistete hieran in kooperativ-konstruktiver Weise mitwirken.

Aber hat eine solche Neuausrichtung der Hamburger Sozialökonomie wirklich nur Vorteile? Gibt man denn gar nichts auf, wenn man die Sozialökonomie nunmehr als disziplinäre Wissenschaft betreibt? Nun, etwas scheint man – wiederum jedenfalls auf den ersten Blick – zweifelsohne aufzugeben, nämlich den bisherigen wissenschaftlichen Anspruch, interdisziplinär zu forschen und zu lehren. Aber bei näherer Betrachtung ist selbst diesbezüglich eine differenzierte Betrachtung angezeigt. Die Antwort fällt also komplexer aus. Sie lautet nämlich ›ja und nein‹. Ja, man gibt sicherlich den Begriff der Interdisziplinarität auf, soweit man sich auf die Analyse der Wechselbeziehungen zwischen Gesellschaft

und Wirtschaft als primären Fokus der Sozialökonomie bezieht. Diese Erkenntnis sollte jedoch keineswegs vorschnell zu dem Schluss führen, dass man diesen Forschungs- und Lehrgegenstand von nun an nur noch aus einer Perspektive und mittels einer einheitlichen Methode betrachtet und analysiert.

Wer dies behauptet – und beispielsweise die oftmals eher abschätzig herangezogene Charakterisierung als ›monodisziplinär‹ mag eine solche Assoziation nahe legen – verkennt oder übersieht bewusst, dass sich auch bereits jeder der ›etablierten‹ Wissenschaftszweige, auf die wir uns bislang stützen, selbst durch einen erheblichen Perspektiven- und Methodenpluralismus gekennzeichnet ist, sich also durch Intradisziplinarität im Sinne einer innerdisziplinären Vielfalt auszeichnet. Ein wissenschaftlich weites Feld wie die Sozialökonomie muss und wird ihren Methoden- und Perspektivenpluralismus nicht deshalb aufgeben, weil es zu einer eigenständigen Wissenschaftsdisziplin wird. Die schon angesichts des Untersuchungsgegenstandes dringend gebotene Perspektivenvielfalt bleibt also im Grundsatz erhalten; die entsprechenden Methoden werden jedoch nicht mehr aus einer anderen Disziplin gleichsam entliehen, sondern sind – als typisches Charakteristikum von Wissenschaftsdisziplinen – nunmehr als intradisziplinäre Bestandteile der autonomen Disziplin Sozialökonomie selbst zu eigen. Im Ergebnis zeigt sich also, dass man mit dem Neuverständnis der Sozialökonomie als einer disziplinären Wissenschaft wenig mehr aufgeben würde bzw. muss, als das bislang in der Theorie gebräuchliche Etikett ›Interdisziplinarität‹.

Prof. Dr. Karsten Nowrot, LL.M. (Indiana) ist seit April 2013 Professor für Öffentliches Wirtschaftsrecht mit Schwerpunkt Europäisches und Internationales Wirtschaftsrecht sowie seit Oktober 2013 Sprecher des Fachgebiets Rechtswissenschaft am Fachbereich Sozialökonomie der Fakultät für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften an der Universität Hamburg.

Manfred Hansen

Mathe für alle – Einblick in den Lehralltag

Vielen Dank für die Gelegenheit, einen kleinen Einblick aus meiner Sicht in den Lehr-, Lernalltag in unserem Fachbereich ›Sozialökonomie‹ speziell im propädeutischen Fach ›Mathematik‹ geben zu dürfen.

In meinem Vortrag möchte ich im Rückblick eingehen auf meine persönlichen Gefühle und die Art, wie das Konzept für Mathematik aufgebaut und umgesetzt wird. Außerdem werde ich auch auf die ›Mathematik‹ in der Zukunft am Fachbereich ›Sozialökonomie‹ blicken und zum Schluss, vielleicht auch zur Unterhaltung, auf kleine mathematische Spielereien und Tests eingehen, die ich immer wieder in den Kurs ›Mathematik I‹ einblende.

Ich beginne mit meinem eigenen Erleben des Lehr- und Lernalltags an der früheren HWP: Als ehemaliger Lehrer an der Fachoberschule für Wirtschaft und Verwaltung war mir die Zuhörerschaft bereits vertraut. Zum Teil wegen ihres Alters, insbesondere aber aufgrund ihrer beruflichen und sozialen Erfahrungen stellten sie immer Fragen zur praktischen Relevanz der Lehrinhalte (»Wo kommen lineare Funktionen vor? Wo Gleichungen mit x^3 , x^4 « usw.). Also ich kam beim Übergang zur HWP bereits in ein vertrautes Milieu, das ich sofort mochte und das ich sehr interessant fand.

Von Anfang an war die Zusammenarbeit im Lehrkörper wie mit der Verwaltung gut. Das ist wichtig in Konfliktsituationen und bei Störungen. Unser Wunsch nach vertraglicher Verbesserung der Lage der Verwaltungsangestellten (Dauerverträge) wie der Lehrenden (dito) verband uns. Weiterhin waren die äußeren Umstände gut, was Räume, Büroausstattung, Materialien usw. angeht. Es gab relativ viel Freiheit bei der Gestaltung der Lehrtätigkeit.

Ich habe zu diesem Fach, wie viele von Euch zu ihrer Tätigkeit, wie ich hoffe, auch, eine starke emotionale Beziehung –

kurz: ich liebe Mathematik, Zahlen usw. Ich hatte einfach das Glück, eine Arbeit zu haben, die ich mochte und auch sinnvoll fand. Und so geht es mir jetzt noch. Zugleich sehe ich die drastischen negativen Entwicklungen in der Berufswelt und hoffe auf Stärkung von Interessenorganisationen (GEW u. a., Studierendenparlamente mit mehr Rechten). Damit mache ich Schluss mit mir und meinen Gefühlen. Ich komme zu meiner Arbeit im Fachbereich an der HWP.

Ich war der erste Stelleninhaber für die Lehre in der ›Mathematik‹ – also lagen die Planung und Umsetzung der Lehrveranstaltungen in (m)einer Hand. Ich musste ein Konzept entwickeln und *Ziele – Daten – Maßnahmen* aufeinander abstimmen.



Ziele zu bestimmen, hieß, Inhalte des zu lernenden Stoffes ständig auf Relevanz für Studierende zu prüfen. Für die Didaktik war über die Stoffauswahl und Schwerpunktsetzung zu entscheiden. Daraus entstanden der (Grund-)Kurs ›Mathematik I‹ (Klassische Algebra) und ›Mathematik II‹ (Funktionenlehre).

Dazu kamen später freiwillig die Kurse ›Mathematik III‹ (nichtlineare Algebra) und ›Mathematik IV‹ (lineare Algebra)

Wichtige Daten und Voraussetzungen

Vorwissen und aktuell verfügbare technische Fähigkeiten der Studierenden zu erkennen, war das größte Problem, aber nicht so schwer, wie es manchmal beschrieben wird.

Das ließ sich mit einfachen Aufgaben testen:

$$\frac{a^3 - 1}{a - 1} = a^2 + a + 1$$

$$[(a - 1)] \times (a + 1)]^2 = a^4 - 2a + 1$$

$$\frac{6x^2 - 19x - 7}{3x + 1} = 2x + a$$

Die subjektiv negative Belastung der Mehrheit der Studierenden durch Schulerfahrungen mit Mathe waren ein weit größeres Hindernis, das es zu überwinden galt.

Ich bin darauf mit kleinen mathematischen Spielchen und Tests eingegangen. Damit ließen sich Ängste und Blockaden überwinden. Zum Beispiel durch eine psychologische Irreführung mit Zahlenreihen, die Unternehmenstests entnommen sind:

1 2 4 8 16
(das ist einfach)

2 -6 18 -54
(etwas kniffliger)

2 3 5 8 13
(wieder leicht zu erkennen)

4 5 21 20 19 3 8 12 1 14 4
(Welchem Prinzip folgt diese Zahlenreihe?)

Maßnahmen

Jetzt kommt der spannende Teil. Wie setze ich die Lernziele methodisch um?

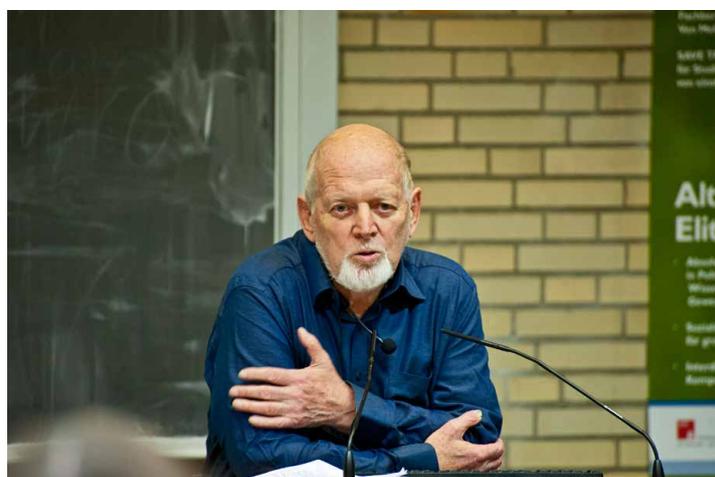
a) Ansprache: »Kommilitoninnen, Kommilitonen« – eine Begründung ist wichtig.

b) Form des Unterrichts:

– Vortrag mit Vorrechnen

– Wiederholung in Eigenarbeit: Die zu wiederholende Aufgabe kündige ich als re-

lativ schwierig an, gestalte sie aber so, dass ich mir einigermaßen sicher bin, dass sie möglichst von allen selbständig gelöst wird. Das schafft Erfolgsgefühle, macht Mut. Es gibt ein paar Besonderheiten bei mir, die ich als wichtig empfinde: kleine Schleifen, (Anekdoten zu Gauss, unerwartete Statistiken, kleine mathematische Spielereien) und Beschäftigung der »Schnellen« mit Sonderaufgaben. Vor allem aber: Wiederholungen auch im längeren Zeitblock von ca. 1/3 der Unterrichtszeit. Das halte ich in der Mathematik für sehr geeignet. Ob es sich auch in anderen Fächern bewährt?



Nachteile dieses Vorgehens: höherer Zeitaufwand, der Stoffkürzungen verlangt.

Vorteile: höhere Chance, dass der Stoff in den Köpfen landet und eine Angstminderung eintritt, die eine höhere Motivation auch im Hinblick auf den günstigsten Fall schafft, dass Neugierde auf mathematische Techniken geweckt wird. Das alles ist sehr ideal gedacht, im Unterrichtsalltag wird es oft vergessen, auch bei mir.

Eigenkritik: Es wird zu wenig geschafft, zu viel drumherum geredet und kommuniziert. Aber das ist wichtig. Und mir macht der Unterricht so Spaß und den Studierenden auch.

Ein kurzer Ausblick auf die Zukunft des Faches »Sozialökonomie«

Bei der hohen (arbeitsteiligen) Spezialisierung in der Arbeitswelt braucht die Ge-

sellschaft auch integrative Aktive, die im Betrieb, in Organisationen vermitteln und kommunizieren können. Das entspricht meinen eigenen Erfahrungen aus früherer Berufstätigkeit. Ein spezialisiertes Fachwissen wird oft erst erworben am Arbeitsplatz. Bei den sich schnell verändernden Arbeitswelten sind die Menschen mit breiter Wissensgrundlage besser dran. Sowohl für die eigene Persönlichkeit als auch für die Gesellschaft ist eine breitere Bildungsgrundlage gut.



Interdisziplinarität schafft ein umfassendes Verständnis von Zusammenhängen. Für den Fachbereich ›Sozialökonomie‹ kann ich mir vorstellen, dass eine neue und wachsende Gruppe von Studierenden kommt, die schon qualifiziert ist, evtl. sogar studiert hat und ihr Wissen nun nochmal ausbauen und erweitern will. Und es gibt auch Menschen, deren bisheriges Wissen in der Berufswelt durch rasche Veränderungen obsolet geworden ist. Auch sie dürften ein Interesse an der Sozialökonomie haben,

Das bedeutet für ›Mathematik‹, dass unbedingt der Grundkurs ›Mathematik‹ erhalten werden muss. Eine Reihe anderer Universitäten führt ihn gerade ein, da auch die mathematisch rein technischen Fähigkeiten der Abiturienten lückenhaft sind. Das ist keine Frage des akademischen Niveaus, sondern eine Sicherung der wichtigsten Grundlagen.

So, jetzt wollte ich eigentlich eine kleine Vorlesungsprobe machen, um den Vorle-

sungsalltag zu demonstrieren, – als Nostalgie gedacht. Stattdessen nur einige Kostproben von Einsprengseln in Vorlesungen, um die grauen Zellen zu entkrampfen.

Beispiel: reine Logik im Stile von Colombo, Peter Falk, der im Türrahmen die letzte, entscheidende Frage stellt.

Bitte denke Dir eine	Beispiel:
Zahl zwischen 2 und 9	6
Multipliziere sie mit 9,	$6 \times 9 = 54$
aber behalte das Ergebnis für Dich	
Bilde die Quersumme	$5 + 4 = 9$
Subtrahiere 5 von der Quersumme	$9 - 5 = 4$

Nimm nun den Buchstaben, der an der Stelle der bei der Rechnung herauskommenden Zahl im Alphabet steht (1-A, 2-B, 3-C usw.). Nenne mit diesem Anfangsbuchstaben ein europäisches Land und eine Frucht, die in diesem Land wächst.

[Um die ›Zahlenmagie‹ nicht zu zerstören, behalten wir die Auflösung für uns. Rechnet selber, findet die Pointe der Aufgabe und seid verblüfft!]

Zum Schluss an alle: Ihr bleibt meine Kommilitonen, auch die Lehrenden, weil wir hoffentlich noch einige Meilen auf geistigen Wegen gemeinsam gehen werden.

Manfred Hansen war Dozent für Mathematik an der HWP seit 1975 und lehrte bis 2015 im Fachbereich Sozialökonomie.

1	2	4	8	16
(Verdopplung der vorhergehenden Zahl)	-6	18	-54	
(Multiplikation mit -3)	3	5	8	13
(Summe der zwei vorangegangenen Zahlen)	4	5	8	12
(hier wurden die Zahlen zur Verschlüsselung des Alphabets benutzt:	14	1	4	5
D E U T S C H L A N D)				

Heinrich Epskamp

Studien- und Berufsperspektiven

Hat die Universität, so wie wir sie kennen, überhaupt eine Zukunft? Das ist die Frage, der ich hier nachgehen möchte. Um sie – zumindest annäherungsweise – zu beantworten –, möchte ich auf meine Erfahrungen als Akkreditierer bei der Akkreditierungsagentur AQUIN zurückgreifen, die sich im Zuge des Bologna-Prozesses gründete, um einzelne Studiengänge oder ganze Institutionen, Systemakkreditierung genannt, im Hinblick auf ihre Studienadäquanz zu evaluieren und mit entsprechenden Qualitätssiegeln zu versehen. Bevor ich exemplarisch drei Studiengänge vorstelle, die explizit mit klassischen universitären Ausbildungsangeboten konkurrieren, möchte ich kurz einen Blick auf die Studienklientel richten, also auf diejenigen, die akademische Ausbildungsangebote nachfragen. Meine These ist nämlich, dass es nicht eine nur ungeheure Ausdifferenzierung von Studienangeboten gibt, und zwar sowohl von staatlichen und privaten, von nationalen und internationalen Anbietern, wobei insbesondere der stetig steigende Anteil von Studienangeboten privater Universitäten nicht unterschätzt werden darf. Vielmehr gehe ich auch von einer zunehmenden sozialdemografischen Diversität Studierender aus, die immer weniger dem Typus des ›Normalstudierenden‹ mit Allgemeiner Hochschulreife, einem anschließenden Studium und ersten Berufserfahrungen nach dem Studium entsprechen. So lässt sich beispielsweise im Hinblick auf die Altersstruktur eine extreme Spreizung beobachten. Zum einen werden Studierende, insbesondere an den staatlichen Universitäten, im Durchschnitt jünger, weil sie immer früher mit dem Studium beginnen: ein Effekt der Umstellung des Abiturs von neun auf acht Schuljahre, aber auch der Abschaffung der Allgemeinen Wehrpflicht.

Damit nimmt eine große Gruppe sehr junger – einige davon noch nicht einmal volljährig –, behüteter, lediglich durch

schulische Erfahrungen geprägter Personen das Studium an den Universitäten auf. Zum anderen ist den Universitäten aber auch eine breite Konkurrenz erwachsen, weil viele akademisierte Studiengänge etwa im Gesundheitswesen, im Sozialen Bereich sowie im Management aller möglichen Felder mit berufspraktischen Aussichten für sich werben. Hier sind die Studierenden deutlich älter, verfügen in der Regel über Berufserfahrungen und/oder einen Studienabschluss und begreifen ihr Studium in al-



lererster Linie als berufliche Weiterbildung. Zudem existiert eine weitere umkämpfte Arena in der Titelvergabe, die sich zum einen an der Ausdifferenzierung der Bachelor- und Master-Titel, so in Art, Engineering and Sciences, anzeigt, wobei Letzterer mit dem höchsten Prestige versehen ist, aber auch von allen akademischen Einrichtungen – von Privat- über Fachhochschulen bis hin Universitäten – vergeben werden kann. Gleichzeitig versuchen die Fachhochschulen, das universitäre Monopol der Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses, die Promotion, zu knacken.

Auch wenn die Universität sich noch einer großen Nachfrage erfreuen kann, sollte sie nicht unterschätzen, welche Konkur-

renz ihr erwachsen ist (zumindest in ganz bestimmten Fächern und Fachbereichen) und welche Legitimationsfragen auf sie zulaufen, da andere akademische Einrichtungen ihr bei der Verschmelzung von beruflichen Fragen mit dem Studium, und zwar vom ersten Studiensemester an, weit voraus sind.



Um das zu verdeutlichen, möchte ich drei existierende Studienangebote vorstellen, die nicht der klassischen Universitätsausbildung entsprechen. Das eine ist der ›Master of Arts Gesundheitswesen‹ im Bereich unseres Instituts für Weiterbildung hier an der Fakultät, ein Master-Studiengang, das zweite ist ein Bachelor-Studiengang der Allgemeinen Ortskrankenkassen und das dritte ein berufsbegleitendes Master-Studium an der ›Steinbeis School of Management and Innovation‹, eine vom Land Baden-Württemberg gegründete Privatuniversität.

Unser Master-Studiengang ›Gesundheitsmanagement‹ ist als Weiterbildungsangebot konzipiert und setzt voraus, dass man ein anderes Studium abgeschlossen hat. Dieser Studiengang gehorcht, wie alle anderen Weiterbildungsstudiengänge auch, den Bologna-Kriterien, die sich vor allem in den vergebenen Leistungspunkten niederschlagen: 30 Leistungspunkte pro Semester. Ein Leistungspunkt geht von der Idee aus, dass Studierende hierfür 25-30 Arbeitsstunden aufbringen müssen, was

sich bei einem Vollstudium auf eine regelmäßige 40-Stunden-Woche mit sechs Wochen Urlaub im Jahr summiert. Das bedeutet aber auch, dass hier von einer Idee der Vollbeschäftigung und des Normalarbeitsverhältnisses ausgegangen wird.

Das zweite Kriterium ist die Modularisierung mit konsekutiven Modulabschlussprüfungen, die garantieren sollen, dass erworbene Leistungspunkte nicht verloren gehen, sondern flexibel angespart werden können, jedenfalls in einem größeren Zeitrahmen, als die vorgegebene Regelstudienzeit von vier Semestern auf den ersten Blick vorsieht. Das dritte Kriterium betrifft die Examina der Studiengänge, die nur mit einer bestimmten Credit-Zahl in das Leistungskonto, aber auch die abschließende Note des jeweiligen Studierenden eingehen. Zudem werden die Abschlussnoten in ein Ranking gebracht und im Abschlusszeugnis die Stellung des Geprüften innerhalb seiner Leistungsgruppe ausgewiesen, sodass es bei einer besonders starken Leistungsgruppe passieren kann, dass eine 2,0 eher im mittelmäßigen Bereich liegt. Interessant ist nun, dass wir bei diesem Studiengang so gut wie keine Studienabbrecher haben, obwohl die Studierenden hier neben einer anspruchsvollen Erwerbstätigkeit in der Regel am Wochenende und an einigen Abenden präsent sein müssen, also locker auf eine Achtzig-Stunden-Woche bei sieben Tagen kommen. Das führt natürlich zur Frage, wer so etwas studiert: Im Grunde lässt sich die Studierendengruppe auf zwei Typen reduzieren, wobei der allergrößte Teil während des Studiums als Arzt praktiziert: Wir haben zum einen Studierende, die dieser Tätigkeit durch Aufstiege in Managementbereiche des Gesundheitssystems entkommen wollen, und zum anderen solche, die studieren, um sich gegen diese ›Typen‹ wehren zu können; bei beiden handelt es sich um selbstgesetzte Studienziele, d. h. sie werden nicht durch Organisationen und/oder Arbeitgeber zum Weiterbildungsstudium motiviert und unterstützt. Der Studiengang selbst kostet sie 30.000 Euro, die sie aufbringen müssen.

Ich komme jetzt zu dem zweiten Beispiel und zur ›Fachhochschule für Ökonomie und Management‹ (FOM), eine private Hochschule, die zwischenzeitlich zu einem der größten Anbieter auf dem nationalen Markt geworden ist. Der Studiengang, um den es sich dreht, heißt ›Bachelor of Arts Gesundheit- und Sozialmanagement‹, kostet auch 30.000 Euro und dauert 7 Semester. Hier handelt es sich um einen Vollzeitstudiengang, und zwar unter folgenden Voraussetzungen: Die Studierenden bleiben bei der ›Allgemeinen Ortskrankenkasse‹ (AOK) berufstätig und bekommen, während sie studieren, weiter ihr Gehalt. Die AOK bezahlt auch zusätzlich die Studiengebühren und garantiert den Studierenden einen Aufstieg in die nächsthöhere Hierarchie-Stufe, wenn sie diesen Studiengang bestehen.

Zwar wird der Studienplatz formal durch die FOM vergeben, aber es kommt nur hinein, wer von der AOK ausgewählt worden ist. Die allgemeine Voraussetzung bei diesem Modell ist: Die Hochschule verbindet sich mit einem konkreten Arbeitgeber und entwickelt zusammen mit diesem ein Konzept, das auf die Bedürfnisse des Arbeitgebers zugeschnitten ist. Die FOM ist übrigens systemakkreditiert, d. h. alles, was sie anbietet, ist automatisch akkreditiert.

Das dritte Beispiel, das ich vorstellen möchte, ist der ›Master of Arts of General Management‹, der von der ›Steinbeis School of Management and Innovation‹, Stuttgart, angeboten wird. Hier handelt es sich um eine vom Land Baden-Württemberg gegründete private Hochschule, bei der zurzeit ca. 6500 Personen studieren und die bereits ca. 9000 Absolventen und Absolventinnen graduiert hat. Diese Hochschule ist eine Macht in der akademischen Ausbildung Deutschlands, natürlich ausschließlich im Feld der Betriebswirtschaftslehre.

Dort ist wiederum ein Studienabschluss Voraussetzung, allerdings ausdrücklich keiner in den ökonomischen Fächern. Entsprechend studieren dort Theologen, Literaturwissenschaftlerinnen usw. Diese werden in vier Semestern – so jedenfalls der Anspruch – auf den Master-Level in Ökonomie gebracht. Das Studium besteht einerseits aus normalen Lehrveranstaltungen, zum anderen aber aus einem Projekt. Bewerben kann sich deshalb nur, wer einen Projektgeber hat. Projektgeber sind Unternehmen, faktisch natürlich die Stuttgarter Elite, und die Hälfte der Leistungen besteht aus diesem Projekt. Das Projekt wird im Unternehmen als reales Projekt durchgeführt und muss ein typisches Projekt des jeweiligen Unternehmens sein. Ist dieses Projekt nicht erfolgreich, ist auch das Studium nicht bestanden. Organisationswandel, neue Marketing-Konzepte und Vertriebsstrukturen, neue Produktionskonzepte und Rechnungslegung sind typische Projekte, die die Studierenden durchführen müssen.



Das Ziel des Studiengangs ist explizit so ausgerichtet, dass die Studierenden auf Einsparungspotentiale im Gesundheitssystem hingewiesen werden, an entsprechenden Studienprojekten teilnehmen, die Prävention und Einbindung vor allem in ländliche Strukturen ermöglichen. Es wird von ihnen erwartet, dass sie anschließend entsprechende Netzwerke im ländlichen Raum Nordrhein-Westfalens aufbauen.

Der Studiengang verläuft sehr erfolgreich, jedenfalls was die Nachfrage angeht. Die Voraussetzungen dieses Studiengangs: Man muss bei der AOK beschäftigt sein, und man wird durch die AOK ausgesucht.

Diese Tagung geht ja – so jedenfalls ihr Titel – über Eliten, ob alternativ oder nicht scheint mir ganz unwesentlich. Vor diesem Hintergrund würde ich gerne etwas zur Elitenrekrutierung bei diesem Studiengang sagen: Beim Bewerbungsverfahren 2013 gab es 3074 Bewerbungen. Zum Auswahlverfahren wurden 1575 Personen eingeladen, das sind 61 Prozent. Diese wurden von einer Unternehmensberatungsfirma, die entsprechende Tests entwickelt hat, getestet, und es blieben 680 Personen übrig – 28 Prozent –, die in die nächste Auswahlrunde mit Bewerbungsgesprächen und weiteren Tests kamen. Zum Studium zugelassen wurden 267 Personen, das sind 8,6 Prozent. Aus 100 Prozent Bewerbungen werden also 90 Prozent ausgesiebt. Übrigens ist die Rekrutierungsabteilung die größte Abteilung der ganzen Hochschule. Die Kosten – Studiengebühren und ein Gehalt für die Studierenden – werden von den projektgebenden Wirtschaftsunternehmen gezahlt und belaufen sich auf 30.000 Euro. Die Arbeitgeber, die wir bei der Akkreditierung befragt haben, sagen: »Das rechnet sich allemal! Es ist auf jeden Fall billiger, als wenn wir vom Arbeitsmarkt rekrutieren und anschließend extreme Matching-Probleme haben«. Das ganze Verfahren ist wie bei dem Beispiel der AOK auf den künftigen Arbeitgeber verschoben. Das ist die Zukunft außerhalb der Universitäten.

Was bedeuten diese Tendenzen für die staatlichen Universitäten? Der Sog für Dozenten und Studierende, die wirklich gut

sind, außerhalb der staatlichen Universitäten zu studieren, ist groß und wird immer größer. Zwar sind es wenige, die in dieses System reinkommen, aber gerade deshalb ist es hochattraktiv, weil eine Karriere faktisch garantiert ist. Für Dozenten und Professorinnen ist es ebenfalls sehr interessant, die zwar Lehrtätigkeiten meistens nebenamtlich wahrnehmen, aber dafür ordentlich bezahlt werden. Letzteres gilt auch für die wenigen festangestellten Professoren und Professorinnen, deren Einkommen – trotz des Angestelltenstatus – weit über dem Universitätsniveau liegen. Forschung wird an diesen Einrichtungen freilich nicht betrieben.

Wenn sich diese Tendenzen weiter durchsetzen – und ich gehe davon aus –, dann werden auch die Universitäten immer mehr zu hochselektiven Einrichtungen, die aus der Masse der in den Grundstudiengängen Studierenden diejenigen auswählen, die den wissenschaftlichen Nachwuchs bilden, während die große Masse einem hochkompetitiven Arbeitsmarkt und akademisierten Jedermannstätigkeiten überlassen wird. Auch wenn ich es nicht hoffe, befürchte ich doch, dass dies die Zukunft der akademischen Ausbildung ist.

Prof. Dr. Heinrich Epskamp war viele Jahre Vizepräsident der HWP und nach der Fusion in die Uni Hamburg erster Prodekan für Lehre an der WiSo-Fakultät. Nach seiner Pensionierung engagiert er sich weiterhin im »Institut für Weiterbildung« der Fakultät und bei der Akkreditierung von Studiengängen.



Sechs Arbeitsplätze

Sechs Arbeitsplätze

Das breite Spektrum umspannt die häufigsten beruflichen Tätigkeiten unserer AbsolventInnen in Unternehmen, Wissenschaft, Kultur, Gewerkschaft, Dienstleis-

tung. Auch die studentische Gremienarbeit gehört dazu. Hochschulpolitische Interessenvertretung bereitet häufig politische Karrieren vor.



Betrieb und Unternehmen

Mit wirtschaftswissenschaftlichen Abschlüssen findet man zwar schnell eine Stelle. AbsolventInnen suchen heute aber länger, bis es »passt«. Sie probieren viel aus, stimmen Arbeit und Leben aufeinander ab, sind im In- und Ausland tätig, pendeln, profitieren von Suchprozessen und qualifizieren sich weiter. Sie sind risikofreudig und zupackend.

Das zeigen Cornelia Schmidt, Unternehmensberatung bei KBW-HH, Thorsten Peters, Geschäftsführung bei pilot-HH, Marianne Giesert, Leitung der IFA-Mainz, Dr. Thomas Gondermann, Senior Consultant bei HHLA-HPC. – Es sind Studierende aus vier Jahrzehnten: Sie begaben sich um 1975, 1985, 1995 und 2005

auf den Weg in eine ausgesprochen erfolgreiche Berufstätigkeit.

Der Anfang war zumeist nicht leicht, aber mittlerweile haben alle viel erreicht und noch viel vor. Sie versuchen, vor Ort einiges zu bewegen und stoßen dabei auf Hürden. Wie man diese überwindet, wird an Beispielen demonstriert und diskutiert. Dabei wird auch deutlich, dass es Grenzen gibt, die man zumindest auf Zeit besser akzeptiert als attackiert.

Alle betonen, dass das Studium an der HWP eine entscheidende Wende war, weil sich neue und breit gefächerte Optionen eröffneten. Sie nutzten sie, waren erfolgreich und profitierten von dieser positiven Erfahrung auch in schwierigen Phasen.



Cornelia Schmidt moderierte. Sie absolvierte ein Studium der Sozialökonomie an der HWP mit dem VWL-Diplom (2004) und Human Resource Master (2007), Schwerpunkt Personalpolitik. Seither ist sie Projektleiterin bei der KBW, der Koordinierungsstelle Weiterbildung und Beschäftigung e.V. in Hamburg. Dort entwickelt und betreut sie vor allem Projekte mit dem Fokus auf chancengleiche Personal- und Organisationsprozesse in mittelständischen Unternehmen. Kürzlich schloss sie das Projekt »Frauen an die Spitze« ab, das chancengleiche Unternehmenskulturen vorstellte.

Thorsten Peters war nach seiner Ausbildung als Groß- und Handelskaufmann bereits seit 1988 als Vertriebsleiter tätig. Er ging 1992 an die HWP, nutzte die Kooperation mit Melbourne für ein Auslandsstudium, schloss 1996 das BWL-Diplom, Schwerpunkt Marketing, ab und war in Hamburg, Dresden, London etc. als Geschäftsführer einer Medienagentur tätig.

Er gehört heute zum Führungsteam eines Medienunternehmens mit Büros in Hamburg, Berlin, München, Stuttgart und Wien und ist ein ebenso erfolgreicher wie erfahrener Experte für die Nutzung von klassischen und digitalen Medien im Marketing.





Marianne Giesert ist seit 2013 Direktorin am IAF, (Institut für Arbeitsfähigkeit GmbH) in Mainz, das vor allem Aus- und Weiterbildungsangebote zum Gesundheitsmanagement entwickelt. Sie war nach dem Studium an der HWP, (Dipl.-SozialÖkonomin 1988) zwanzig Jahre lang beim DGB-Bildungswerk auf Bundesebene, u. a. im Referat Gesundheit und Arbeit tätig. Sie setzt Vorschläge zur Erhaltung der Arbeitsfähigkeit praktisch um: Im eigenen Institut gilt das Tandemprinzip ›Jung und Alt«.

Dr. Thomas Gondermann – Senior Consultant bei der HHLA für operative Planung, Finanz- und Risikoanalysen, Transaktionen, Projektmanagement etc.

Er war nach seiner Ausbildung zum Kommunikationselektroniker (1992) fünf Jahre lang erfolgreich berufstätig, suchte Neues und begann 1997 eine rasante Studienlaufbahn, die zehn Jahre später in eine Promotion mündete: HWP, (Dipl.-Sozialwirt 2000), University of Essex, (M.A. Sociology 2001), Promotion an der Uni-Bielefeld und HWP (Abschluss 2007) und die berufsbezogene Qualifizierung an der FHS Gießen, (Msc Logistic Management 2011).



Wissenschaft und Lehre

Obwohl wir aus Befragungen von AbsolventInnen wissen, dass die meisten, die ihr Studium aufnehmen, sich nicht vorstellen konnten, »Wissenschaft als Beruf« auszuüben, ist dies vielen dennoch gelungen. Ob an Universitäten, Fachhochschulen oder Forschungseinrichtungen: Überall arbeiten Ehemalige forschend und lehrend, ihr interdisziplinäres sozialwissenschaftliches Gepäck kritisch einsetzend und fortschreibend.

In diesem Forum haben unter der Moderation von Ulla Ralfs (Fachbereich Sozialökonomie), Dr. Regina Buhr (Institut für Innovation und Technik, Berlin), Dr. Carsten Heinze (LfbA am Fachbereich Sozialökonomie, Uni Hamburg), Dr. Gabi Hesselbein (Research Fellow; LSE London), Dr. Knut Laaser (Research Fellow an der University of Stirling, Edinburgh) und

Dr. Luitpold Rampeltshammer (Kooperationsstelle Wissenschaft und Arbeitswelt der Universität des Saarlandes) diskutiert. Unabhängig davon, wie lange die Diskutanten in diesem Bereich tätig sind (bis zu 25 Jahre), berichten alle von ihrer nicht nachlassenden »Leidenschaft«, die das wissenschaftliche Arbeiten bereits während des Studiums in ihnen entfacht hat. Gleichzeitig verweisen aber auch alle darauf – eine Ausnahme bildet nur der jüngste, Knut Laaser, der sich im Tenure-Track-Verfahren befindet und deshalb auf eine sichere akademische Zukunft blicken kann –, wie prekär und entmutigend sich dagegen die Beschäftigungsverhältnisse im Wissenschaftsbetrieb darstellen, dieses Handeln von Drittmittel-Projekt zu Drittmittel-Projekt, das viel von diesem Enthusiasmus absorbiert hat.



Dr. Regina Buhr begann ihre wissenschaftliche Laufbahn am Wissenschaftszentrum Berlin, um anschließend an das »Institut für Innovation und Technik« zu wechseln. Sie hat eine kontinuierliche Forschungsagenda im Feld der anwendungsorientierten Bildungsforschung.

Dr. Carsten Heinze hat nach einigen Vertretungsprofessuren am Fachbereich Sozialökonomie eine Stelle als LfbA in Soziologie angetreten, mit dem Schwerpunkt »Kultur- und Mediensoziologie« sowie »Jugendkulturen«.





Dr. Gabi Hesselbein hat nach ihrer Promotion an der HWP viele Jahre in der ›International Labour Organisation‹ (ILO) in Genf in Forschungsprojekten zu internationaler Arbeitsmigration geforscht und dies anschließend als Research Fellow an der ›London School of Economics‹ (LSE) fortgesetzt. Derzeit nimmt sie eine Vertretungsprofessur in ›International Relations‹ an der Uni Krakau wahr.

Dr. Knut Laaser hat an der HWP sein Studium mit dem Bachelor (Schwerpunkt Soziologie) und den Master im ›Human Resource Management‹ abgeschlossen, anschließend seinen Doppelmaster an der LSE und seinen Ph.D. in Soziologie an der University of Stirling, Edinburgh, erworben. Seitdem befindet er sich dort im sogenannten Tenure-Track mit Aussicht auf eine ›Full-Professor-Ship‹.



Dr. Luitpold Rampeltshammer hat nach seiner Promotion an der HWP beim Europäischen Gewerkschaftsbund in Brüssel und an der Ruhr-Universität gearbeitet. Dabei hat er einige Forschungsaufenthalte an ausländischen Universitäten, u. a. der New School in New York, absolviert. Seit 2014 arbeitet er an der ›Kooperationsstelle Wissenschaft und Arbeitswelt‹ der Universität des Saarlandes und forscht hier unter anderem zur Entwicklung der Beschäftigungs-, aber auch Studienbedingungen im Universitätsbetrieb



Kultur, Kunst und Medien

Ob als stellvertretender Chefredakteur eines renommierten Journals, als Fernsehmoderator mit eigenem Format, als Drehbuchautorin oder Regisseurin fiktionaler oder dokumentarischer Filme, als Betriebsdirektor eines berühmten Kulturfestivals oder eines Opernbetriebes, als anerkannter Schriftsteller oder Journalistin: Für einige war das Studium das Sprungbrett in die Welt von Kunst und Medien: ein Berufsfeld, das auf den ersten Blick wenig mit dem Studium am Fachbereich Sozialökonomie resp. der HWP zu tun zu haben scheint. Selbst in Leitbildern und Berufsfeldanalysen zum Studiengang kommt dieses Feld allenfalls am Rand vor. Geht man aber über diese Schauseiten der Institution hinweg, entdeckt man schnell, wie viele ehemalige Studierende – äußerst erfolgreich – im Metier von Kunst, Kultur und Medien tätig sind.

In diesem Forum haben unter der Moderation von Carsten Heinze der Journalist Andreas Speit, der Fernsehmoderator Bedo, alias Bülent Kayaturan, und Tillmann Wiegand, Betriebsdirektor an der Hamburgischen Staatsoper, darüber gesprochen, welche Bedeutung ihr Studium für sie gehabt hat bzw. was sie im Nachhinein als besonders hilfreich erfahren haben. Ihr Befund lässt sich folgendermaßen zusammenfassen: Sie konnten ihrem bereits vor dem Studium sich herausbildenden Interesse an Medien- und Kulturarbeit immer nachgehen und es schärfen, sei es dadurch, dass sie sich mit Organisationsfragen, arbeitsrechtlichen Problemen, Schreibfähigkeiten, aber auch inhaltlich Themen widmen konnten und dabei immer von Lehrenden ermutigt und unterstützt wurden.



Dr. Carsten Heinze hat selbst an der HWP im Sozioökonomischen Projektstudiengang sein Diplom II erworben und anschließend an der Uni Hamburg promoviert. Nach einigen Vertretungsprofessuren hat er am Fachbereich Sozialökonomie eine Stelle als LfBA in Soziologie angetreten. Er engagiert sich seit Langem im Kultursektor, insbesondere arbeitet er als Kurator für Filmfestivals im Dokumentarfilmbereich. Hierzu hat er eine Vielzahl von Beiträgen publiziert und als Herausgeber von Handbüchern fungiert.

Bedo, alias Bülent Kayaturan, hat bereits während seines Studiums an der HWP, das er im Schwerpunkt Soziologie abgeschlossen hat, als Fernsehmoderator gearbeitet und sich mit dem von ihm entwickelten Format ›Oriental Night‹, das bis heute wöchentlich in ›Hamburg I‹ gesendet wird, einen Ruf weit über Jugendliche mit und ohne Migrationshintergrund hinaus erarbeitet.





Andreas Speit, der sein Studium an der HWP ebenfalls mit dem Schwerpunkt Soziologie abgeschlossen hat, arbeitete bereits während seiner Studienzeit als Journalist für die TAZ. Lange vor dem NSU-Skandal und -Prozess hat er rechtsradikale Szenen erforscht und regelmäßig über sie geschrieben, u. a. auch in größeren wissenschaftlichen Formaten.

Tillmann Wiegand, der sein Bachelor-Studium mit BWL abgeschlossen hat, ist bei der Ruhrtriennale zuerst als Assistent des künstlerischen Betriebsdirektors und anschließend, in der Intendanz von Heiner Goebbels, als künstlerischer Betriebsdirektor tätig gewesen. Seit 1. Oktober 2014 ist er künstlerischer Betriebsdirektor an der Hamburgischen Staatsoper, um die Spielzeit des neuen Leitungsteams unter Kent Nagano vorzubereiten.



Politik und Gewerkschaften

Einst waren Heinz-Oskar Vetter, Heinz Kluncker u. v. a. »unsere« Promis, heute gehören dazu Björn Engholm, Hubertus Schmoldt, Jan Ehlers, Harald Schartau, aber auch jüngere wie Bernd Saxe und Britta Ernst! Die Tradition lebt: Engagierte Studierende, die oft in Gewerkschaften und Parteien aktiv waren, qualifizieren sich in der Gremienarbeit an der Uni fürs politische Leben und Arbeiten. Das galt auch für unsere Gäste: Fabio De Masi (EU-Parlament), Detlef Fahlbusch (Arbeitsdirektor IG BCE), Oliver Venzke (Bezirksleitung IG BCE), Dagmar Nöh-Schüren (Kommunalpolitikerin, Richterin) und Rajko Pientka (IG BCE). Sie haben sich bereits als Ju-

gendliche politisch und gewerkschaftlich interessiert und eingesetzt. Das ließ sich mit dem Studium an der HWP gut koordinieren. Da fanden sich Netze, Kontakte und Freunde, die auch den Spagat probten.

Die Erfahrungen mit der mühseligen Gremienarbeit an der Hochschule prägten sich ein. Man lernte, dass nur Beharrlichkeit und Durchhaltevermögen zum Ziel führten und machte die Erfahrung, dass das interdisziplinäre Studium eine solide Basis schuf, um eigenständig aktuelle Themen zu vertiefen und sich zügig in verschiedene Bereiche einzuarbeiten nach dem Motto: Es geht darum, Vielfalt und Veränderung für sich und andere möglich zu machen!



Moderation: Peter Wismann, Senior-Projektmanager, Institut für Weiterbildung e.V. - WISO-Fakultät der Uni Hamburg. Er war lange als Referent im HWP-Präsidium tätig und schob früh viele Weiterbildungsformate wie Sommerunis etc. an. Unter seiner Leitung wurde das Institut zu einer bedeutenden Größe im universitären Weiterbildungsangebot Hamburgs.

Fabio de Masi ist seit 2014 einer der jüngsten EU-Parlamentarier in Brüssel für DIE LINKE. Er studierte VWL an der HWP (Diplom), Internat. Beziehungen in Kapstadt (Master), Internat. VWL in Berlin (Master), war wissenschaftlicher Mitarbeiter im Bundestag u. a. bei Prof. Dr. Herbert Schui und Sahra Wagenknecht und zuvor als Lehrbeauftragter, als Vorstandsassistent etc. tätig.



Oliver Venzke, Chemielaborant, studierte an der HWP (1996 VWL-Dipl.) und an der Universität Bremen (2001 Dipl.-Ökonom). Mit kritischen Analysen und alternativen Vorschlägen zur gewerkschaftlichen Bildungsarbeit engagierte er sich früh und setzte sich für eine durchsetzungsstarke Gewerkschaftsbewegung im Betrieb ein. Seit 2012 war er stellvertr. Bezirksleiter der IG BCE in HH-Harburg. Seit 2015 leitet er den Bereich Bildung der IG BCE mit ihren drei Bildungszentren und der Bildungsgesellschaft für Betriebsräteschulungen.



Detlef Fahlbusch, Rechtsanwalt, studierte nach seiner Lehre und Berufstätigkeit im Druckgewerbe um 1970 zunächst VWL an der HWP, dann Jura an der Uni Hamburg. Er ist heute ehrenamtlich als 2. Bürgermeister in Mölln tätig und politisch in der SPD engagiert. In seiner beruflichen Laufbahn nahm er für die Gewerkschaft IG BCE als Arbeitsdirektor und Vorstandsmitglied bedeutende Funktionen in der Chemieindustrie wahr und stritt erfolgreich für den Ausbau der unternehmerischen Mitbestimmung in Aufsichtsräten.

Dagmar Nöh-Schüren beeindruckt mit ihrem erfolgreichen Bildungsweg, als streitbare grün-alternative Kommunalpolitikerin in Malente und begeisterte Mutter und Oma. Nach ihrer Ausbildung, Berufstätigkeit und Gewerkschaftsarbeit bei der Post in Köln machte sie 1980 die Aufnahmeprüfung an der HWP und studierte hier VWL, um danach das Juraexamen an der Uni Hamburg abzulegen. Sie ist heute als Richterin am Amtsgericht Plön tätig und entfaltet eine einflussreiche politische Aktivität, um Menschen für das Engagement in der (Regional-)Politik zu gewinnen: Sie bezieht in Interessenkonflikten Stellung, spitzt gekonnt kontroverse Positionen zu, polarisiert und diskutiert strittige Fragen aus.



Rajko Pientka gehört als Gewerkschaftssekretär bei der IG BCE im Bezirk Hamburg/Harburg dem Leitungsteam an. Er erwarb 2006 den Bachelor Sozialökonomie in Hamburg, danach den Master Economic & Social Studies in Göttingen, war parallel seit 2006 Gewerkschaftssekretär bei der IG Metall und wechselte 2011 zur IG BCE. Hier nimmt er vor allem Aufgaben in der Tarifpolitik, bei Streiks und Verhandlungen in Klein- und Mittelbetrieben wahr.



Soziale Dienstleistungen

Das berufliche Spektrum der TeilnehmerInnen reicht von der Eingliederungshilfe (Dr. Margrit During), über Jugendzentren (Matthias Koberg), und Suchtarbeit (Dr. Ellen Friedrich) bis zur Sozialgerichtsbarkeit (Heinz-Dieter Klingauf) und Arbeitsmarktpolitik (Christian Peters).

Alle gehören einer Generation von Studierenden an, die die HWP in ihren besten Zeiten der Expansion bis 2000 erlebte und alle Vorzüge nutzte: die Aufnahmeprüfung, den ersten Sozialökonomischen Studienabschnitt, das Projektstudium und schließlich die Promotion.

Die meisten waren bereits vor und während ihres Studiums ehrenamtlich im Sozialbereich tätig. Das war damals oft ein sicheres Ticket für den beruflichen Ein- oder Aufstieg. Heute sei dieser Weg verbaut, so die Einschätzung des Podiums. Die Anforderungen an Professionalität seien ebenso

gestiegen wie die Konkurrenz von qualifizierten BewerberInnen.

Inzwischen sind sie in Leitungspositionen tätig und suchen mit Einfluss und Kompetenz für ihre Klientel nach Wegen der Hilfe, Selbsthilfe und Stärkung von Eigenfähigkeiten, – auch jenseits standardisierter Wege. Sie setzen damit nachhaltig wirksame Paradigmenwechsel durch.

Aber: Was bleibt? Was haben wir erreicht? Was ging verloren? Die Einschätzungen variieren. Einsatz und Aufwand sind groß. Mit den Resultaten hadern einige. Durchweg fehlt es an personellen und finanziellen Ressourcen. Und selbst in hohen Leitungspositionen mit großen Verantwortungsbereichen sind die Gestaltungsspielräume oft eng.



Moderation: Prof. Dr. Stefanie Ernst, zuvor lange am Fachbereich Sozialökonomie, heute Universität Münster, Institut für Soziologie, Geschäftsführende Direktorin; Lehr- und Forschungsschwerpunkte: Arbeits-, Organisations-, Wissenssoziologie.

Dr. Margrit During, Bezirksamt Wandsbek, Leitung des Fachamts für Eingliederungshilfe, ist promovierte Diplom-Sozialökonomin und seit 1977 in der Behörde für Arbeit, Gesundheit und Soziales tätig. Sie kam 1989 an die HWP, schloss 1991 mit dem VWL-Diplom und

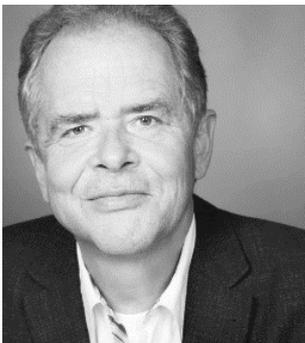
1994 als Dipl.-Sozialökonomin ab. Promotion 2001 über differenzierte Lebenslagen von Menschen mit Handicaps. Die Liste ihrer Fort- und Weiterbildungsveranstaltungen ist lang und nicht abgeschlossen. Beruflich hat sie es weit gebracht, viel bewegt und weitreichende Entscheidungen bei der Neustrukturierung des Fachamtes verantwortet, bevor sie es 2014 verließ. Heute ist sie beratend tätig.





Dr. Ellen Friedrich arbeitete bis 1983 in der öffentlichen Verwaltung, absolvierte die Aufnahmeprüfung und studierte an der HWP (Dipl.-Sozialwirtin, 1987; Dipl.-Sozialökonomin, 1989). Ohne ihre Berufstätigkeit zu unterbrechen, promovierte sie 2003 mit einer großen empirischen Studie zu Bewältigungsstrategien marginalisierter Jugendlicher. Sie ist seit 1985 bei ›Jugend hilft Jugend‹ tätig, heute in der Leitung der Drogenarbeit & Suchtberatung. Sie hat den Verein mit ihrem Team groß gemacht, in allen Sparten gearbeitet und für transparente Strukturen gesorgt, sich kontinuierlich höherqualifiziert und ihre Wissensbestände unermüdlich an interne und externe Nachwuchskräfte vermittelt.

Heinz-Dieter Klingauf war Industriekaufmann, qualifizierte sich im Marketing, studierte Sozialpädagogik und Soziologie (HWP) sowie Jura an der Uni-Hamburg. Er ist seit 1989 Sozialrichter in Schleswig-Holstein, seit 2007 ist er als Direktor am Sozialgericht Lübeck tätig und wird auch überregional als Mediator, Güterichter, Friedensstifter, Dozent und Schiedsperson etc. berufen.



Christian Peters studierte bis 2000 Sozialökonomie an der HWP und in Dundee/Schottland. Er entwickelte ein Controlling-System für die Arbeitsmarktpolitik in Mecklenburg-Vorpommern und leitete die Steuerungsmaßnahmen zwischen Land und Kommunen, organisierte bedarfsgerechte Fortbildungen für die Anwendung und moderierte den Erfahrungsaustausch.

Matthias Koberg studierte nach der Aufnahmeprüfung (1988) an der HWP und schloss als Dipl.-Sozialökonom ab (1994). Er packte schon in den 1980er Jahren als gelernter Postangestellter mit an, als es um Jugendtreffs in benachteiligten Stadtteilen ging (Schanze, Jenfeld, Horn). Er ist ein bekennender Macher und bodenständiger Hamburger. Jugendliche verehren, Behördenvertreter respektieren, Pastoren wertschätzen ihn. In Horn baut er seit 1994 mit der Timotheusgemeinde ein breites Angebot für ein Jugendzentrum auf. Er realisiert mit Jugendgruppen weithin beachtete Projekte im öffentlichen Raum, (Midnight Basketball, TIME Tunnel, Jugendparlament, Stadtteilhaus etc.) Ihm obliegen viele Aufgaben der Leitung und Planung.



Studierende, Fachschaftsrat und Orientierungseinheiten

Die aktuelle Hochschulpolitik des Fachschaftsrates am Fachbereich Sozialökonomie wurde von aktiven Studierenden aus dem Fachschaftsrat, aus Fachbereichsgremien, Orientierungseinheiten, HWP-Archiv und Café Knallhart vorgestellt.



Sie engagieren sich in Fachbereichsgremien, in Orientierungseinheiten, Initiativen wie z. B. dem HWP-Archiv und Café Knallhart. Seit 2012 organisieren sich kritische Lehrende und Studierende in der neu gegründeten Initiative ›Pro Sozialökonomie‹. Sie können einige Erfolge vorweisen. Die neuerlichen Debatten um eine Studienreform haben sie 2014 durchgesetzt. Der IGK wurde so bewahrt oder ›gerettet‹.

Studierende am Fachbereich Sozialökonomie mischen sich traditionell stark ein. Als Aktive rund um den Fachschaftsrat sorgen sie für wirksame Reformen, streiten konsequent für studentische Interessen und versuchen, den kritischen Geist der HWP unter derzeit schwierigen Bedingungen zu aktualisieren.

Weitere Teilerfolge sind in Sicht. Die hochschulpolitisch Aktiven wollen wichtige Elemente eines studierbaren Lehrangebots für nachfolgende Generationen von Studierenden erhalten.



Momentaufnahmen











Aktivitäten

Lehrgangstreffen

Fast 200 Frauen und Männer kamen zur Veranstaltung ›Alternative Eliten‹. Mehrheitlich waren es HWP-AbsolventInnen, denn sie war nicht nur Arbeitstagung, sondern auch ›Lehrgangstreffen‹. Kommen HWP-Ehemalige zusammen, fragte man schon immer »In welchem Lehrgang hast du studiert?« Die Antwort war dann erste Information über den Gesprächspartner und Impuls für weitere Fragen. Der Begriff ›Lehrgang‹ stammt aus der Gründungsphase, die Lehrgangsnummer definierte die Studienanfängerkohorte. Der Gründungslehrgang bekam 1948 die Nummer 1, bis 1970 wurden nur einmal im Jahr Studienanfänger aufgenommen. Ab April 1971 ging es mit dem 24. Lehrgang halbjährlich weiter. Demnach hätte man im Jahr 2009 mit dem 100. Lehrgang ein Jubiläum feiern können. Das fiel aus zwei Gründen aus: Es gab keine ›HWP‹ mehr. Außerdem hatten rapide wachsende Studierendenzahl und größere Wahlfreiheit bei Vorlesungen und Prüfungen den Lehrgangszusammenhalt schon in den Jahren davor gelockert.

bei bis zu 100 Studierenden. Die Lehrenden konnten deshalb gute mündliche Leistungen, aber auch häufige Abwesenheit registrieren. Das war bei patriarchalisch-fürsorglichem Führungsstil Voraussetzung für eine gute Betreuung, auf der anderen Seite fehlte aber die Schutzmauer der Anonymität. Das gemeinsame Lernen und zeitlich hohe Leistungsanforderungen schafften Gruppenidentität.

Doch nach 1968 änderte sich das Verhältnis von Lehrenden und Lernenden. Die Studierenden erkämpften Mitbestimmungsrechte und haben dann auf Augenhöhe einen bis in die 90er Jahre laufenden Studienreformprozess mitgestaltet, bei dem an Ende ein Kurssystem mit größerer Wahlfreiheit, studienbegleitender Prüfung, kleinen Gruppen in der Studieneingangsphase und ein zweiter Studienabschnitt mit Projektstudium entstanden. Vieles musste intern gegen harte Widerstände erkämpft werden. Nach außen trat man aber meist gemeinsam auf, z. B. bei Demonstrationen oder bei Besuchen im Hochschulamt. Das schaffte eine andere Art von Gruppenidentität.

Was seit der Gründung 1948 unverändert blieb, war die emotionale Bindung an die Ausbildungsstätte. Ohne die HWP hätten viele nie die Chance eines Hochschulstudiums erhalten. Es verwundert deshalb nicht, dass die GdFF die älteste und mit ca. 500 Mitgliedern auch die größte Alumni-Organisation an der Universität Hamburg ist. Bei ihr ist noch je ein Absolvent des ersten, des zweiten und des dritten Lehrgangs Mitglied. Diese haben ihr Studium zwischen 1948 und 1950 aufgenommen und sind die Ältesten einer ca. 50 Absolventen und Absolventinnen umfassenden Gruppe, die vor 1968 studiert haben und die man mit einer meist mehr als fünfzigjährigen Mitgliedschaft als ›alte Treue‹ beschreiben kann. Fünf von ihnen



Bis in die 70er Jahre hinein absolvierten die Studierenden eines Lehrgangs überwiegend die gleichen Vorlesungen in konstanter Gruppenzusammensetzung, bis Mitte der 60er Jahre sogar in fester Sitzordnung

kamen auch zum Lehrgangstreffen am 24.-26. Oktober 2014.



Ungefähr ein Fünftel der GdFF-Mitglieder hat das Studium in den folgenden zwölf Jahren begonnen. Sie könnte man als die Generation der ›Systemveränderer‹ bezeichnen. Sie waren aber praxisnäher als ihre KommilitonInnen an den Universitäten, die sich vor allem eine radikale Veränderung von Wirtschaft und Gesellschaft aufs Panier schrieben. An der HWP wurde das nicht vernachlässigt, aber die berufserfahrenen Studierenden kümmerten sich primär um die vorgefundene Realität an der Hochschule. Angesichts der neuen Aktionsformen, wurde manches von den ›alten Treuen‹, die z. B. wenig mit einem Sit-in anfangen konnten, mit Interesse, Verwunderung, manchmal auch Ablehnung verfolgt. Aber die blieben dabei, weil sie der Institution dankbar waren, die ihnen ein Studium ermöglicht hatte und weil sie sahen, dass der Dissens weniger bei den Zielen als bei dem dahin eingeschlagenen Weg bestand.

Die größte Gruppe der GdFF-Mitglieder hat nach 1980 studiert. Diese Generation hat den zweiten Studienabschnitt mit auf den Weg gebracht, der mit dem Titel ›Diplom-Sozialökonom/in‹ abgeschlossen wurde und später auch den Zugang zu einem Promotionsverfahren eröffnete. Die HWP bekam deshalb schon in den 90er Jahren ein Studienmodell mit gestuften

Abschlüssen und einer studienbegleitenden Prüfung, heute als Bologna-System bekannt. Die ›Systemveränderer‹, die das angeschoben haben, könnten sich eigentlich freuen. Ihr Modell ist Wirklichkeit geworden. Aber eine gute Studienreform muss ein permanenter Lernprozess von Lehrenden und Lernenden sein. Es reicht nicht aus, ein sinnvolles formales Prinzip einfach auf eine weiterbestehende Hochschulkultur aufzupropfen, wie es viele Hochschulen gemacht haben. Deshalb streitet man zu Recht über das ›Bologna-System‹.



Am Fachbereich Sozialökonomie wird man sich dem Konflikt zwischen notwendigen disziplinären Grundkenntnissen und interdisziplinärer Breite stellen müssen. Die GdFF hat inzwischen eine, leider zu kleine Gruppe von Mitgliedern, die man als ›junge Neugierige‹ bezeichnen könnte. Dieser Studierendengeneration muss wieder Mitbestimmung bei der Gestaltung ihrer Ausbildung gewährt werden. Sie finden heute eine Personalstruktur vor, die an frühere, längst überwunden geglaubte Zeiten der Ordinarien-Universität erinnert. Professoren und Studierende müssen begreifen, dass bei der Studienreform ein gemeinsamer Weg eines der Ziele ist. Das wird dann auch wieder Gruppenidentität schaffen. Absolventen des Fachbereiches Sozialökonomie werden sich dann in späteren Jahren auch ohne eine bestimmte Lehrgangsnummer gerne an ihre Studienzeiten erinnern.

Barkassenfahrt

Am Sonntagvormittag des 26. Oktober 2014 bestiegen 44 Teilnehmer der Arbeitstagung an Brücke 10 an den Hamburger Landungsbrücken die Barkasse ›St. Pauli‹ der Maritim Circle Line für eine abschließende Hafensrundfahrt.

Bei leicht sonnigem Wetter und klarer Sicht führte die Fahrt bei fachkundiger Erläuterung durch Daniel, einem Mitarbeiter der Maritim Circle Line, durch die Sehenswürdigkeiten des Hamburger Hafens.

Vorbei am derzeitigen ›Geldgrab‹ Hamburgs, der Elbphilharmonie, zur neu entstehenden Hafencity, dem zukünftigen Cruiser-Terminal, durch verschiedene Hafenbecken und Schleusen zu den Containerterminals.

Zwischen zwei zu löschenden Containerschiffen (ca. 8000 TEU) blickten die Teilnehmer staunend aus ihrer als ›Nusschale‹ empfundenen Barkasse zu den Containerriesen empor. Danach ging es in ruhiger Fahrt die Elbe runter Richtung Blankenese.



In kleinen Gesprächsgruppen tauschten die Teilnehmer ihre Eindrücke über die Arbeitstagung, Erinnerungen aus der eigenen Studienzzeit sowie Gedanken zur weiteren Entwicklung des Sozialökonomischen Studienganges an der Hamburger Universität aus. Nach gut 2 Stunden legte die ›St. Pauli‹ der Maritim Circle Line wieder an Brücke 10 an. Die Teilnehmer gingen von Bord und die Arbeitstagung 2014 der GDF hatte ihr Ende gefunden.









Finale 2015

Die GdFF – Gesellschaft der Freunde und Förderer des
Fachbereichs Sozialökonomie (vormals HWP) e.V. – prämiiert:

Die besten interdisziplinären Bachelorarbeiten

Einsendeschluss ist der 01. Oktober 2015

1. Preis	1000,- €
2. Preis	500,- €
3. Preis	250,- €

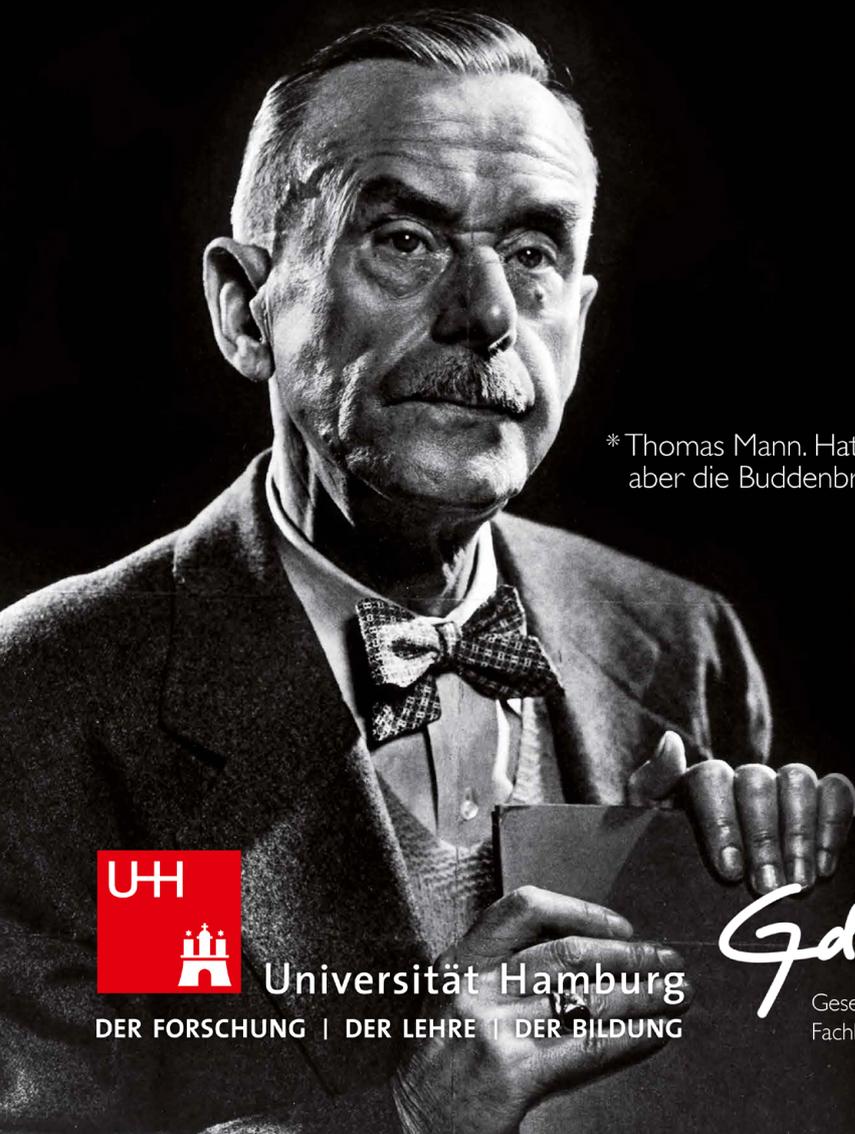
Teilnahmebedingungen:

Wer darf teilnehmen? Teilnehmen können alle, deren Bachelorarbeit im Zeitraum vom 16.07.2014 bis 15.07.2015 mit 2,0 oder besser benotet wurde. | **Was darf eingereicht werden?** Wir prämiieren die besten sozialökonomischen Bachelorarbeiten, die interdisziplinär angelegt sind. Es muss eine Kopie des Gutachtens sowie eine dreiseitige Zusammenfassung der Arbeit beiliegen (Ziele der Arbeit, Vorgehen, Inhalte, Ergebnisse). Der Beitrag ist im PDF-Format abzuspeichern. Er darf eine Dateigröße von 2 MB nicht überschreiten und wird ausschließlich über die Email-Adresse vorstand@gdff.de eingereicht. Per Post oder anderweitig eingesandte Beiträge können nicht berücksichtigt werden. | **Kennzeichnung der Arbeit:** Der eingereichte Beitrag ist mit Postanschrift, Email-Adresse, Titel der Arbeit, Note des Gutachtens und Datum der Übermittlung zu versehen. Wer teilnimmt, erklärt sich mit der Nutzung und Speicherung der Arbeit einverstanden und erhält weitere Detailinfos. | **Wann muss eingereicht werden?** Einsendeschluss ist der 01. Oktober 2015.

Wer kein Abi hat, wird halt Nobelpreisträger.

Na gut, es muss ja nicht gleich Nobelpreisträger sein. Aber studieren können Sie auch ohne Abitur – am Fachbereich für Sozialökonomie der Universität Hamburg. Machen Sie einen **Bachelor in Sozialökonomie mit den Schwerpunkten BWL, VWL, Soziologie oder Recht** in einem wissenschaftlichen und gebührenfreien Studium. Sie können sich bis zum 15. Juli oder 15. Januar zur Aufnahmeprüfung bewerben.

Alle Infos über die Aufnahmeprüfung unter www.gdff.de.



* Thomas Mann. Hat kein Abitur, dafür aber die Buddenbrooks geschrieben.



Universität Hamburg

DER FORSCHUNG | DER LEHRE | DER BILDUNG

GdFF

Gesellschaft der Freunde und Förderer des
Fachbereichs Sozialökonomie (vormals HWP) e.V.





Gesellschaft der Freunde und Förderer des
Fachbereichs Sozialökonomie (vormals HWP) e. V.

Mitglied werden in der GdFF

Hiermit beantrage ich eine Mitgliedschaft in der GdFF – Gesellschaft der Freunde und Förderer des Fachbereichs Sozialökonomie (vormals HWP) e.V.

Jahresbeiträge

Natürliche Personen und Institutionen
45 EUR

Studierende/Arbeitslose
10 EUR

Aufnahmeantrag

Name *

Vorname *

Adresse *

PLZ & Ort *

Telefon geschäftlich

Telefon privat *

Fax

eMail *

HWP-Lehrgang

Beruf

Die mit einem * markierten Felder sind Pflichtfelder.

✓ Ja, ich möchte den eMail-Newsletter der GdFF erhalten.

✓ Mit der Aufnahme in das Mitgliederverzeichnis, das in zeitlichem Abstand allen Mitgliedern zugänglich gemacht wird, bin ich einverstanden.

(ggf. nicht Gewünschtes bitte streichen)

GdFF Konto

Beitragskonto & Spendenkonto

Gesellschaft der Freunde und Förderer des Fachbereichs Sozialökonomie (vormals HWP) e.V.

HASPA – Hamburger Sparkasse

Kto. 1238 12 77 89

BLZ 200 505 50

IBAN DE 61 20050550 1238 127789

BIC HASP DE HH XXX

